T. F. M. Richters

Reisen
zu Wasser und zu Lande,
in
den Jahren 1805—1817.

Für
die reifere Jugend zur Belehrung,
und
zur Unterhaltung für Jedermann.

Fünftes Bändchen.

Dritte verbesserte und wohlfeile Taschenausgabe.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1831.

Reise
von
London nach China
und
Rückkehr nach England,
mit
besonderer Hinsicht auf den Charakter und die Lebensart der Seeleute;
von

T. F. M. Richter.

Dritte verbesserte und wohlfeile Taschenausgabe. 00

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1831.

246/47/567

Inhalt.

1.

Umstände, welche den Verf. während seines Aufenthalts in London zu dem Entschlusse veranlassen, eine Reise nach China zu machen. Verhältnisse des Verf. auf dem Schiffe, der Wexford genannt, womit er reis't. Beschreibung desselben, so wie auch seiner Mannschaft — besondere Eigenheiten der indischen Seeleute. Abfahrt von den Dünen nach der Reede bei Spithead, wo ein nach Botany-Bai bestimmtes Schiff unsere Aufmerksamkeit erregt. Flüchtige Besichtigung der Stadt Portsmouth — Bemerkungen über ihren Hafen und die dortigen mit französischen Kriegsgefangenen angefüllten Blockschiffe. . . . . . . S. 1—8.

2.

Abfahrt von Spithead. Wir landen in Madeira, um uns daselbst mit Wein zu versorgen. Fortsetzung der Reise — Ankunft bei Teneriffa — ein Vorfall, der Veranlassung gibt, uns an die Urbewohner der kanarischen Inseln, die Guanchen, zu erinnern — wir kommen bei den Inseln des grünen Vorgebirges vorüber — Maßregeln, um das Schiff und die Mannschaft vor den nachtheiligen Wirkungen der zunehmenden Sonnenhitze zu bewahren — besondere Mittel, die der Verf. zur Erhaltung seiner Gesundheit anwendet — wir durchschneiden die Linie, wo die sogenannte Meertaufe vollzogen wird — Ursachen, warum die Ostindienfahrer zuvörderst nach Brasilien steuern. S. 9—21.

3.

Erreichung der Küste von Brasilien. Man läuft in den Hafen von Rio=Janeiro ein — malerisch schöner Anblick desselben — die Reize seiner Inseln und des angränzenden Festlandes, wohin der Verf. häufig kleine Ausflüge macht. S. 22—25.

4.

Man segelt von Rio=Janeiro wieder ab, und steuert längs der Küste von Patagonien hin. Zusammentreffen mit einem Schiffe, dessen Mannschaft an dieser Küste ein trauriges Schicksal betroffen hat. Wir ändern unsere Fahrt und richten sie quer über den Ocean nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung — es befällt uns ein Sturm und dann eine gefährliche Windstille, was jedoch beides glücklich überstanden wird — Versuche, die Tiefe des Meeres zu erforschen, so wie auch das Wetter voraus zu bestimmen — Vorschlag zu einem Mittel, den Lauf der Schiffe auf eine leichtere Art als die bisherige zu messen. . . . . S. 26—40.

5.

Wir erblicken in der Ferne das Vorgebirge der guten Hoffnung, worauf die Reise ungestört nach den indischen Gewässern fortgesetzt wird. Ankunft bei der Insel Sumatra, und Landung beim Fort Marlborough am Flusse Bencoolen. Bemerkungen über den äußern Anblick jener Insel. Ihre Bewohner im Allgemeinen. Zustand der dortigen englischen Besitzungen. Das Fort Marlborough, Hauptort derselben — die dabei befindliche Reede. Die nicht weit von Marlborough entfernte Stadt Bencoolen — ihre Beherrscher — die Bauart und Einrichtung der Häuser — die Straßen der Stadt und ihre Umgebung — Bemerkungen, das Hausgeräth betreffend. . S. 41—52.

6.

Die Einwohner von Bencoolen — Ursprung derselben — äußeres Ansehen — Kleidung — geistige Anlagen und deren Ausbildung — Gewerbe — Gemüthsart — Sprache — Speisen und Getränke — Vergnügungen — herrschende Religion. . . . . S. 53—66.

7.

Es findet auf dem Werford ein Wechsel der Mannschaft Statt. Der üble Einfluß, den das Klima von Bencoolen auf uns äußert, gibt Anlaß, daß wir so bald als möglich wieder in See zu kommen suchen. Unsere Fahrt durch die Straße von Sunda. Ankunft im Sundasee, wo uns chinesische Junken begegnen — kurze Beschreibung solcher Schiffe, nebst Bemerkungen über die Schifffahrt der Chinesen. Malaiische Fahrzeuge. Wir kommen durch die Straße von Banca. In der Nähe der Linie erhebt sich ein starkes Gewitter, das aber glücklich vorübergeht, worauf wir das chinesische Meer schnell durchschiffen. An der Küste von Cochinchina erhalten wir Zuspruch von dortigen Einwohnern — ihre Gestalt und Kleidung — ihre Kähne. S. 67—75.

8.

Der Werford langt vor dem Meerbusen von Canton an, wo er von chinesischen Kriegschiffen in Empfang genommen wird — Bemerkungen über die Unannehmlichkeiten, welche die Europäer in China zu ertragen haben. Ankunft auf der Reede von Macao — Beschaffenheit derselben. Fortsetzung der Fahrt nach Canton. Erreichung des Flusses Tuho, an welchem diese Stadt liegt — die Forts an der Mündung. Ansicht der Ufer und innern Gegenden — Mühlwerke — ein Triumphbogen — Palankine — Thürme — Gräber. Man ankert, um die Rückkehr der Fluth zu erwarten, bei einem jener Thürme — die dort

befindlichen Anstalten zum Fischfang, und sonstiges Verfahren dabei. . . . . S. 76—85.

9.

Ankunft bei der Insel Wampo, dem Ankerplatze der nach Canton bestimmten europäischen Schiffe — Angabe der damals dort befindlichen. Wir werden unter die Aufsicht einiger chinesischen Beamten gestellt — Function derselben. Es führen sich zwei Chinesen als die Geschäftbesorger der englischen Schiffe, der Fiador und Comprador genannt, bei uns ein. Man erbaut uns auf der Insel Wampo eine Niederlage — Beschaffenheit und Benutzung derselben. Zahlreiche Besuche von chinesischen Schneidern. Es findet bei unserer ganzen Schiffsmannschaft ein Wechsel der Kleidung Statt — Ursache davon. Besuche von Schuhmachern — die Arbeiten, welche sie liefern. Ein vornehmer Zollbeamter, der Opeu, kommt auf unser Schiff, um es auszumessen — Beschreibung der Anstalten zu dessen Empfang und Bewirthung, so wie der dabei gebräuchlichen Förmlichkeiten. . . . . S. 86—95.

10.

Wir beginnen die Ladung auszuschiffen — die vielen Umstände, die in China mit diesem Geschäft verbunden sind, und die Schwierigkeit, verbotene Waaren daselbst ein- oder auszuführen. Beschreibung der Lebensweise, die unsere Schiffsmannschaft während des Aufenthalts im Tuho führt. Erwähnung einiger sonderbaren Gebräuche, welche die europäischen Seeleute in China beobachten. S. 96—103.

11.

Das Vorzüglichste, was man auf der Fahrt von Wampo nach Canton erblickt, besonders die Zollhäuser und die ungeheuere Menge Flußschiffe. Die ersten Gegenstände, welche sich dem Reisenden bei der Ankunft in Canton dar-

stellen — das Hauptzollhaus — die Factoreien oder Niederlagen der Europäer — genaue Beschreibung der englischen, mit den dazu gehörigen Beamten und Arbeitern. S. 104—117.

12.

Die Stadt Canton überhaupt — ihre Eintheilung und Regierung. Die Vorstädte — Beschaffenheit ihrer Gassen — Art und Weise, Lasten hin und her zu schaffen — Gebrauch und Einrichtung der Palankine — Bauart der Häuser — Geräth und Verzierung der Zimmer — die Höfe bei den Häusern. . . . . S. 118—128.

13.

Lustgärten. Pagoden. Marktplätze — Aufzählung der vorzüglichsten Lebensmittel, die dort zu finden sind. S. 129—136.

14.

Beschreibung der Einwohner von Canton — ihre körperliche Beschaffenheit — Tracht — Sprache. Die Sprache und die Schrift der Chinesen überhaupt, ihre Art zu schreiben und Bücher zu drucken, ihr Papier u. s. w. . S. 137—148.

15.

Einiges über die Staatsverfassung des chinesischen Reichs, und über ihren Einfluß auf die geistige Ausbildung der Einwohner. Bemerkungen, die in China eingeführten Religionen und besonders die des Fo betreffend. S. 149—159.

16.

Die Fortschritte der Chinesen in den Wissenschaften und Künsten. Ihre Kenntniß von der Geographie und Astronomie. Beschreibung ihrer Art zu rechnen, nebst Angabe des Maßes, Gewichts und Geldes. Geometrie. Baukunst. Kriegskunst. Heilkunde. Apothekerkunst. Schiff=

kunst. Bildhauerkunst. Malerei. Musik. Die Leistungen der Uhrmacher, Goldschmiede, Arbeiter in Elfenbein, Knochen, Horn, Perlmutter u. s. w., der Tischler, Lackirer, Steinhauer, Müller, Branntweinbrenner, Eisenschmiede und Metallarbeiter, der Seiden- und Baumwollwebereien, der Färber, der Hutmacher, der Cantoner Glasfabrik, der Barbiere u. a. Erwähnung einiger vorzüglich wichtigen Gewerbzweige, und Bemerkungen über den Ackerbau — sorgfältige Bereitung des Düngers. . S. 160—174.

17.

Charakter der Chinesen — ihre guten und schlechten Eigenschaften — ihre umständliche Höflichkeit im Umgange mit Andern — ihr Betragen gegen Fremde — die Unarten, welche der Pöbel sich gegen die Europäer erlaubt, und Mittel, denselben zu entgehen. . . . . . S. 175—180.

18.

Lebensweise der Chinesen — ihre ehelichen Verhältnisse — Vielweiberei — Erziehung der Kinder — öffentliche und häusliche Vergnügungen — die Speisen und Getränke, so wie die Tischgebräuche — die besondern Gebräuche bei Gastmahlen, nebst der ausführlichen Beschreibung eines solchen, das während unseres Aufenthalts in Canton veranstaltet wurde. . . . . S. 181—190.

19.

Schauspiele. Karten- und andere Spiele. Bestrafung der Verbrechen. Beerdigung der Todten. Das Klima von Canton, und die dort herrschenden Krankheiten. — Kurze Beschreibung unserer Rückreise nach England. S. 191—198.

Bayerische Staatsbibliothek München

1.

Umstände, welche den Verf. während seines Aufenthalts in London zu dem Entschlusse veranlassen, eine Reise nach China zu machen. Verhältnisse des Verf. auf dem Schiffe, der Werford genannt, womit er reis't. Beschreibung desselben, so wie auch seiner Mannschaft — besondere Eigenheiten der indischen Seeleute. Abfahrt von den Dünen nach der Reede bei Spithead, wo ein nach Botany-Bai bestimmtes Schiff unsere Aufmerksamkeit erregt. Flüchtige Besichtigung der Stadt Portsmouth — Bemerkungen über ihren Hafen und die dortigen mit französischen Kriegsgefangenen angefüllten Blockschiffe.

Die Ausrüstung der Schiffe, welche der englisch-ostindischen Compagnie gehören, ist in Hinsicht der Bemannung stets mit Schwierigkeiten verknüpft, da solche Schiffe, wegen ihrer Größe und Bestimmung, sehr starke Mannschaften nöthig haben, und überdem die Seeleute ungern darauf dienen, weil man dort außer dem Ungemach, das eine Reise nach Indien mit sich führt, eine ziemlich strenge Behandlung ertragen muß; daher auch die Werbung ihrer Matrosen nicht selten durch Mittel, die dem ehemaligen Seelenverkauf in Amsterdam und Hamburg ähnlich sind, betrieben wird.

[library stamp]

Im Laufe des Krieges vermehrten sich jene Schwierigkeiten noch dadurch, daß es überhaupt an Seeleuten mangelte, und daß ihre Besoldung auf den Schiffen der einzelnen Kaufleute ungewöhnlich stieg, während sie auf denen der ostindischen Handelsgesellschaft bei der im Frieden bestimmten Summe stehen blieb.

Bei so bewandten Umständen geschah es, daß ich nach meiner Ankunft in London, im October 1809, — um welche Jahreszeit die Ausrüstung der Ostindienfahrer beginnt, — vielfältig aufgefodert wurde, mich auf einem derselben anstellen zu lassen. Da ich schon lange den Wunsch genährt hatte, China zu sehen, so begab ich mich auf den Wexford, ein nach Canton bestimmtes Schiff, wo man mir das Amt eines dritten Steuermanns anvertraute.

Was mein Steuermanns-Amt betrifft, so war ich ihm nun freilich in Hinsicht der dazu erfoderlichen mechanischen Fertigkeiten, welche nur die Frucht einer frühzeitigen und langen Uebung sein können, nicht völlig gewachsen. Doch gelang es mir, meinen Obern keinen Anstoß durch diesen Mangel zu geben, indem ich gleich Anfangs kein Geheimniß daraus machte, stets guten Willen zur Arbeit und Empfänglichkeit für Belehrung zeigte, und es überhaupt den Engländern eigen ist, den bescheidenen Schwächern zu schonen. Ueberdem fällt es Leuten von einiger wissenschaftlichen Bildung nicht schwer, sich in jeder Lage des Lebens nützlich und geltend zu machen; kurz, ich stand vom

Anfang bis zum Ende der Reise im besten Vernehmen mit der ganzen Schiffsmannschaft, was sonst bei den Steuermännern selten der Fall ist, da sie als Personen, die zwischen Kapitän und Volk in der Mitte stehen, leicht dem einen oder dem andern Theil zu nahe treten. —

Unser Schiff, der Wexford, glich in seiner Bauart einer Fregatte. Auf dem untern Deck befanden sich zweiundzwanzig achtzehnpfündige Kanonen, und ein Dutzend zwölfpfündige auf dem Back und der Schanze. Die obere Kajüte wurde vom Kapitän, die untere von den übrigen Offizieren bewohnt; beide waren bequem, besonders auch zur Aufnahme von Reisenden eingerichtet. Das untere Deck, welches wir das Kanonendeck oder die Batterie nannten, diente dem großen Volkshaufen zur Wohnung; auch enthielt es die Küche und mancherlei Vorrathskammern. Der weite Schiffsraum war fast ausschließlich für die Frachtgüter bestimmt.

Die Mannschaft zählte in Allem achtzig Köpfe. Sie war ein buntes Gemisch von verschiedenen Nationen, indem nur ein Drittel aus Engländern, die Mehrheit aber aus andern Europäern, aus Negern und hauptsächlich Indiern bestand. Letztere findet man gewöhnlich in starker Anzahl auf den englischen Ostindienfahrern, weil dieselben auf der Reise bisweilen einen großen Theil der europäischen Mannschaft verlieren, und daher in Indien Eingeborne werben, welche die Compagnie von Zeit zu Zeit zurücksenden muß. Diese indischen Seeleute, die man insgemein Laskaren

nennt, erlangen, da sie von Natur viel Verstand und einen gewandten Körper haben, schnell einige Fertigkeit in der europäischen Schifferkunst. Dessen ungeachtet verändern sie selten die vaterländischen Sitten. Ihre Kleidung, die in einem hemdartigen Gewand von schwarz gefärbtem baumwollenen Zeuge, und in dergleichen Hosen besteht, legen sie selten ab, sondern ziehen sie, wenn das nordische Klima die europäische wollene nöthig macht, vorzugsweise darüber an. Das schwarze Haar tragen sie in einen Zopf geflochten, der vom Wirbel herab hängt. Reiß bleibt unter allem, was die europäische Küche bereitet, ihre Lieblingspeise, so wie das Kauen der Betelblätter und Arekanüsse nie seinen Reiz bei ihnen verliert.

Gegen das Ende Decembers verließ der Werford die Dünen, um sich auf der Reede von Spithead, dem vorzüglichsten Sammelplatze der englischen Flotten, mit den übrigen Ostindienfahrern zu vereinigen. Auf der Höhe von Beachy-Head (Cap Beachy) erblickten wir zwei uns entgegen kommende Schiffe, die in der Ferne das Ansehen französischer Kaper hatten. Da der Wind zum Fliehen nicht günstig, auch kein Hafen zur Aufnahme großer Schiffe in der Nähe war, so versäumten wir keine Zeit, uns zum Kampfe zu rüsten. Schon standen unsere Leute mit brennender Lunte bei den scharf geladenen Kanonen, als man die sich nähernden gefürchteten Segel für englische Kauffahrer erkannte, deren zahlreiche Geschützpforten bloß Malerei,

und die hervorragenden Kanonenrohre Holzwerk waren. Hierbei ist zu bemerken, daß in Kriegszeiten die Handelschiffe sich häufig durch solches Blendwerk ein furchtbares Ansehen geben, um dadurch feindliche Ueberfälle abzuhalten, so wie die Kaper- und kleinen Kriegschiffe, zur leichtern Ueberraschung ihrer Beute, die Gestalt eines unschuldigen Kauffahrers anzunehmen suchen. Von Schiffen, die man auf solche Weise unkenntlich macht, pflegen die Seeleute zu sagen, daß sie „maskirte" oder „Masken" sind.

Bei unserer Ankunft in Spithead ankerten wir nicht weit von einem großen Transportschiffe, welches die Bestimmung hatte, mehre hundert des Landes verwiesene Frauen nach Botany-Bai zu schaffen, daher man es schlechthin „das Frauenschiff" nannte. Die Regierung hatte nämlich die Maßregel ergriffen, nur noch weibliche Verbrecher nach jener Colonie zu schikken, weil sie bereits so stark bevölkert war, daß man, bei fortgesetzter Vermehrung der männlichen Einwohner, einen baldigen Abfall vom Mutterlande fürchten mußte. Das genannte Frauenschiff hatte schon auf der Themse, wo die Verbannten eingeschifft wurden, durch die große Lustigkeit seines Personals allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Noch mehr war dieß in Spithead der Fall, indem beständig Boote mit Naschwerk um dasselbe schwärmten, singende und jubelnde Stimmen darauf ertönten, und es überhaupt der Schauplatz eines Freudenfestes schien. Denn dergleichen Verbann-

ten geht der Abschied vom Vaterlande, wo nur Schande und Einsperren in den Gefängnissen ihr Loos sind, wenig zu Herzen; vielmehr sehen sie der Abreise nach ihrem Bestimmungorte mit Vergnügen entgegen, weil sie dort, meistens unter lauter ihnen ähnlichen Menschen, gleichsam wieder zu Ehren gebracht, auf eine höhere Stufe der Freiheit gestellt, und schon auf der Fahrt dahin fast wie jeder andere Reisende behandelt werden. Ueberdem bestehen gewöhnlich die Mannschaften der zu solchen Transporten bestimmten Fahrzeuge, wiewohl man sie eigentlich zum Dienste zwingt, großen Theils aus lustigen Leuten, welche, von den Weibern angezogen, sich freiwillig dazu begeben. Dem obigen Schiffe strömten, als es in London ausgerüstet wurde, von allen Seiten Menschen zu, obschon damals ein Mangel an Seeleuten herrschte.

Da während unseres Aufenthalts in Spithead täglich eine Schaluppe, um frische Lebensmittel zu holen, nach Portsmouth abgeschickt wurde, so benutzte ich einige Mal die Gelegenheit, diesen Ort in Augenschein zu nehmen. Unter den Merkwürdigkeiten, die ich hier beobachten konnte, erwähne ich bloß des Hafens, der sich eben so sehr durch seine natürliche Schönheit, als durch die künstlich angelegten Kaien und Docken, die weitläufigen Vorrathshäuser und Werften für die königliche Marine, und durch eine große Lebhaftigkeit auszeichnet, wozu die stets bei Spithead versammelten Schiffe Vieles beitragen. Sehr sehenswerthe Gegen-

stände jener Zeit, die gewiß kein Fremder unbesucht ließ, waren diejenigen Blockschiffe *), worauf man französische Kriegsgefangene in Verwahrung hielt; denn der Geist der Betriebsamkeit, der den Franzosen selbst im Gefängnisse nicht verläßt, zeigte sich hier in einem glänzenden Lichte. Diese Gefangenen würden — wie es auch früher geschehen war, — manchen englischen Fabrikwaaren großen Abbruch gethan haben, wenn nicht die Regierung ihre Thätigkeit auf die Verfertigung von Kleinigkeiten beschränkt hätte, mit welchen man, weil die darauf verwendete Mühe wenig belohnt wird, in England selten sich befaßt. Ihre Arbeiten begriffen eine große Mannichfaltigkeit von Gegenständen aus Stroh, Bast, Pappe, Glas, Knochen und andern geringfügigen Bestandtheilen. Sie wurden von den Engländern, so sehr auch diese das Dauerhafte und Kostbare lieben, wegen der künstlichen und geschmackvollen Zusammensetzung allgemein geschätzt und als Seltenheiten betrachtet. Zu den gesuchtesten gehörte z. B. eine Art Putzkästchen von Pappe, die mit schön gefärbtem bunten Stroh, und zwar in tausendfachen gefälligen Formen, belegt waren. Da die Arbeiten sich übrigens durch große Wohlfeilheit empfahlen, so fehlte es ihnen

*) Blockschiffe sind die zum Seedienst unbrauchbar gewordenen, abgetakelten Kriegschiffe, dergleichen es in Portsmouth sehr viele gibt; sie dienen zu Niederlagen für verschiedene Bedürfnisse der Marine, und während des französisch-englischen Krieges wurden einige zu Gefängnissen benutzt.

um so weniger an gutem Absatze. An zwei Tagen der Woche durfte man dieselben auf den Schiffen zum Verkauf auslegen, wo sie dann von den Einwohnern der Stadt und Umgegend in Menge gekauft, und zum Theil im Lande verbreitet wurden. Auch die englischen Seeleute pflegten solche Waaren einzuhandeln, und in's Ausland zu führen, was ihnen bisweilen einen bedeutenden Gewinn verschaffte; und ich erinnere mich, daß ein Matrose, der einige von den erwähnten Putzkästchen nach Palermo brachte, daselbst für jedes derselben fünf bis sechs spanische Thaler erhielt, wiewohl es ihm nur so viel englische Schillinge gekostet hatte. Das vorzüglichste Stück, welches mir unter den Arbeiten der französischen Kriegsgefangenen zu Gesichte kam, war ein im Kleinen nachgebildetes Linienschiff. Es zeichnete sich nicht nur durch die feine Zusammensetzung, die große Vollständigkeit und das richtige Verhältniß aller seiner Theile, sondern auch dadurch aus, daß die zahlreiche Mannschaft und ihre verschiedenen Beschäftigungen sehr natürlich dargestellt waren. Die Seiten, die Verdecke und innern Wände des Schiffes bestanden aus polirtem Glase, daher sich das Ganze leicht übersehen ließ; alles Uebrige, mit Ausnahme des Tauwerks, hatte man aus Knochen gedrechselt. Der Verfertiger dieses Kunstwerks hat dasselbe späterhin dem Könige von England übersendet, wofür er mit einer ansehnlichen Summe Geldes, nebst der Freiheit, nach Frankreich zurückzukehren, belohnt worden ist.

2.

Abfahrt von Spithead. Wir landen in Madeira, um uns daselbst mit Wein zu versorgen. Fortsetzung der Reise — Ankunft bei Teneriffa — ein Vorfall, der Veranlassung gibt, uns an die Urbewohner der kanarischen Inseln, die Guanchen, zu erinnern — wir kommen bei den Inseln des grünen Vorgebirges vorüber — Maßregeln, um das Schiff und die Mannschaft vor den nachtheiligen Wirkungen der zunehmenden Sonnenhitze zu bewahren — besondere Mittel, die der Verf. zur Erhaltung seiner Gesundheit anwendet — wir durchschneiden die Linie, wo die sogenannte Meertaufe vollzogen wird — Ursachen, warum die Ostindienfahrer zuvörderst nach Brasilien steuern.

Am 3. Januar ging der Wexford, mit der ersten Abtheilung der nach Ostindien bestimmten Schiffe und unter dem Geleit einer Fregatte, von Spithead ab. Der Wind war westlich und das Wetter — wie es in dieser Jahreszeit dem britischen Kanal eigen ist, — trübe und nebelig. Dessen ungeachtet langten wir in guter Ordnung am dritten Tage auf der Höhe von Brest an. In dieser Gegend erhob sich ein frischer Wind von Nordwesten, der den Himmel erheiterte, dann nach Norden sich drehte und uns mit großer Gewalt aus den europäischen Gewässern trieb. Acht Tage nach der Abfahrt von England stieg die Insel Madeira, wie

ein großer, in den Wolken sich verlierender Berg, aus dem Meere vor uns auf.

Die Flotte lief in die Reede von Funchal, der Hauptstadt des Eilandes, ein, um sich mit Wein zu versorgen, was überhaupt — weil dieses Getränk eine wohlthätige Stärkung für den Europäer in den heißen Erdstrichen ist, — von den Ostindienfahrern nie unterlassen wird. Unser Wexford versah sich mit mehren Sorten Wein. Außer den geringern, welche die englisch-ostindische Compagnie ihren Schiffen gibt, und von den Lieferanten zu dem festgesetzten Preise von 16 Pfund Sterling die Tonne bekommt, kauften Viele von unserer Mannschaft auch bessere für ihr eigenes Geld. Ich selbst verband mich mit Einigen zum Ankauf einer halben Tonne des sogenannten Dry- (trockenen) Madeira, die 20 Pfund Sterling kostete.

Da die Kaufleute in Madeira die Einrichtung getroffen haben, den ankommenden Schiffen alle Bedürfnisse, selbst das Holz und frische Wasser, in eigenen Booten zuzuführen, und überhaupt sie schnell zu bedienen, so erhielt ich keine Gelegenheit das Land zu betreten; daher meine Leser eine Beschreibung dieser ohnehin so oft geschilderten Insel hier nicht erwarten dürfen. Ich erwähne nur beiläufig, daß sich mir in der Bai von Funchal, neben den mannichfachen Reizen der Landschaft, auch derselbe traurige Anblick darbot, den ich schon früher in Lissabon und andern portugiesischen Seehäfen gehabt hatte, nämlich eine Menge

mit Lumpen bedeckten Gesindels, das, den ganzen Tag am Strande versammelt, der anlandenden Fremden harret, um von ihnen etwas zu erbetteln, oder auf andere Art Vortheil zu ziehen.

Am 15. Januar segelte unsere Flotte, mit allen Bedürfnissen versehen, von Funchal wieder ab. Der Wind war Anfangs nordwestlich; aber bald entstand eine gänzliche Windstille, und nach einiger Zeit stellte sich ein frischer nordöstlicher Luftstrom ein, der Passat. Madeira, Porto Santo, so wie die Desiertas, entschwanden nun schnell nach einander unsern Blicken, und am 17. lagen die Kanarien uns zur Seite.

Der herrliche Anblick des Pico auf Teneriffa ward uns nicht zu Theil; denn das Wetter war den ganzen Tag trübe, und das Eiland bis auf seine niedrigsten Bergspitzen mit Wolken und Nebeln umhüllt. Als wir nach Sonnenuntergang bei Santa Cruz vorüberschifften, kam ein kleines Fahrzeug vom Lande, um uns Wein zum Verkauf anzubieten. Die Flotte legte bei, und fast jedes Schiff versah sich mit einigen Tonnen Wein, da er weit stärker als der von Madeira befunden wurde, und überdem kaum halb so viel kostete. Während die Weinverkäufer mit ihrem Schiffe an der Seite des unsrigen sich befanden, erblickten wir unter ihnen einen Mann, dessen riesenhafte Gestalt um so mehr Bewunderung erregte, weil die übrigen von kleinem Wuchse waren und wie Zwerge neben jenem standen. Noch mehr zog der kolossalische Mann unsre Aufmerk=

samkeit auf sich, als er uns zu wissen that, daß er ein Abkömmling der Guanchen — Urbewohner der kanarischen Inseln, — sei. Allein, einer von seinen Gefährten, der ihm nicht wohlzuwollen schien, entdeckte uns, daß er aus der spanischen Landschaft Catalonien abstamme, und die Rolle des Guanchen nur in Gegenwart von Fremden spiele, um ihrer Neugierde und Leichtgläubigkeit ein Geschenk abzulocken, was ihm bisweilen gelinge; so wie er auch versicherte, daß sich, außer den in Felsen eingehauenen Grabmälern der Guanchen, nicht die geringste Spur von diesem Volke weder auf Teneriffa, noch auf einer der benachbarten Inseln erhalten habe. Bekanntlich wurden sie durch die Inquisition völlig ausgerottet.

Um Mitternacht, wo die Flotte den Weinkauf beendigt hatte, ging sie wieder unter Segel, und steuerte nach den Inseln des grünen Vorgebirges. Wir erblickten dieselben am 23. Januar und schifften bei ihnen vorüber, ohne sie zu berühren.

Wir hatten in der Gegend jener Inseln noch eine ziemlich gemäßigte Luftwärme; erst nach dem Eintritt in den 14. Grad nördlicher Breite fanden wir es nöthig, unsere Zuflucht zu den Maßregeln zu nehmen, welche auf Reisen in den südlichen Himmelstrichen üblich sind, um das Schiff und die Mannschaft vor den nachtheiligen Wirkungen der Sonnenhitze zu bewahren. Man begoß z. B. das Schiff täglich zu mehren Malen mit Wasser, spannte über dem Verdeck Schirme von Segel-

tuch aus, und überstrich das Holzwerk oft mit Oelfarben, zum Theil mit Fett, so wie die Taue mit Theer. Die untern Gemächer wurden, zur Vertreibung der übeln Dünste, häufig mit Essig überwaschen und ausgeräuchert, auch durch Windleiter mit frischer Luft versehen. Die Mannschaft erhielt man zwar stets in Thätigkeit, trug aber Sorge, sie dabei so viel als möglich den wohlthätigen Schatten genießen zu lassen, und wenigstens nicht in den Mittagstunden den Sonnenstrahlen auszusetzen. Daß auf die Reinhaltung des Körpers, besonders in Hinsicht der Wäsche — eines so wesentlichen Erfodernisses zur Erhaltung der Gesundheit, — scharfes Augenmerk gerichtet wurde, glaube ich, von englischen Seefahrern sprechend, kaum erwähnen zu dürfen. Ueberdem ließ der Pflichteifer und die Umsicht unseres Arztes, um Krankheiten zu verhüten, noch andere Maßregeln eintreten, die sonst auf Schiffen unbeachtet bleiben. So mußten alle Speisen und Getränke, mit Einschluß des Wassers, ehe man sie austheilte, ihm zur Prüfung vorgezeigt werden. Er drang ferner darauf, daß während der Nacht die wachhabenden Leute sich warm ankleideten, die von der Wache befreiten aber nicht, wie die Seeleute in heißen Erdstrichen zu thun pflegen, auf dem offenen Verdeck, sondern in ihren Gemächern schliefen, obschon die Hitze darin bisweilen drückend war; denn in südlichen Klimaten ist dem Körper nichts zuträglicher, als ihn in einer gleichförmigen Ausdünstung zu erhalten, dagegen

Erkältung desselben und Stockung seiner Säfte — was die dortige, nach Verhältniß der Tageswärme sehr kühle und von starkem Thau begleitete Nachtluft leicht bewirkt, — Ruhren und Fieber, oder die Auszehrung nach sich ziehen. Eine der ungewöhnlichsten Einrichtungen, welche unser Arzt traf, war die, daß die Leute des Morgens und Abends sich in Seewasser baden, oder wenigstens am ganzen Leibe damit abwaschen mußten, indem die zum Waschen des Verdecks vorhandenen großen Kübel die Stelle der Badewannen vertraten. Ich kenne kein Mittel, das auf Reisen im Süden zur Erhaltung der Gesundheit kräftiger beiträgt, als ein solches Verfahren. Schon im ersten Bändchen meiner Reisen habe ich von der heilsamen Eigenschaft des Seewassers überhaupt gesprochen; hier muß ich hinzufügen, daß es, zum Baden gebraucht, im Süden noch in einer besondern Hinsicht sehr wohlthätig wirkt. Der Körper, der durch die beständige Ausdünstung seine Säfte verliert, strebt unaufhörlich, dieselben zu ersetzen, daher man einen kaum zu befriedigenden Durst empfindet. Diesen durch wiederholtes Trinken zu löschen, ist eben so nachtheilig, als ihn unbefriedigt zu lassen; denn es hat eine Erschlaffung der Eingeweide zur Folge, wodurch die Verdauung gehindert und mithin die Abnahme der Lebenskraft beschleunigt wird. Badet man sich aber, so saugt der ausgetrocknete Körper das Wasser begierig ein, und erhält auf diesem Wege die verlorenen Säfte wieder,

ohne daß man nöthig hat, den Magen mit Flüssigkeiten zu überfüllen und dadurch die Eingeweide zu schwächen. Kurz, ich fand, daß mir an solchen Tagen, wo ich mich badete, die Hälfte des Getränks genügte, das ich außerdem zu mir nehmen mußte; ja, man hat Beispiele, daß Seefahrer, welchen es mehre Wochen an Trinkwasser mangelte, blos durch Hülfe des Bades sich am Leben erhielten.

Da ich hier die Gesundheitpflege berührt habe, die in den heißen Klimaten unter unsern Leuten im Allgemeinen Statt fand, so will ich bei dieser Gelegenheit die dort von mir geführte Lebensweise noch besonders beschreiben, weil ich hoffen darf, daß dieselbe, ungeachtet der verschiedenen Leibesbeschaffenheit der Menschen, den Meisten, die südliche Länder besuchen, zusagen dürfte, indem sie meinem nicht sehr dauerhaften Körper die Beschwerden der Reise glücklich überstehen half. — In Betreff der Kleidung befolgte ich gewissermaßen das holländische Sprichwort: „Was wider die Kälte hilft, dient auch gegen die Hitze", worin gewiß viel Wahres liegt. Ich trug auf dem bloßen Leibe Beinkleider und ein Hemd von feinem Flanell, und darüber einen Anzug von Nanking. Die Bedeckung des Kopfes bestand in einem leichten Strohhut mit breiter Krämpe. Solchergestalt empfand ich die Macht der Hitze weit weniger, als die meisten meiner Gefährten, die am Tage nur mit dünnen, baumwollenen oder leinenen Hemden und Hosen bekleidet

waren, und gern auch diese leichte Hülle abgeworfen hätten; denn es ist einleuchtend, daß die Sonnenstrahlen eine dünnere Kleidung leichter durchdringen, als eine dickere. Da ferner die meinige nicht zu schwer, in allen Theilen weit und im Winde flatternd war, so gewährte mir dieß eine immerwährende Kühlung, die jedoch nie zur Erkältung wurde. Ueberdem haben flanellene Unterkleider — ihrer bekannten Heilsamkeit bei rheumatischen Zufällen nicht zu gedenken, — auch das Gute, daß man vom Schwitzen fast nichts gewahr wird, und eben so wenig das Unbehagliche fühlt, welches die vom Schweiß durchnäßte leinene oder baumwollene Wäsche verursacht, besonders wenn man in die Zugluft kommt, was auf Schiffen nicht zu vermeiden ist. Solche Unterkleider müssen jedoch oft gewechselt werden, weil sie außerdem bald von dem fettigen Schweiße überzogen sind, welcher die Ausdünstung des Körpers verhindert, und daher oft sehr verderblich auf denselben wirkt. Zu dem Ende legte ich dreimal täglich reine an, indem die ausgezogenen unverzüglich in Seewasser abgespült und zum Trocknen aufgehängt wurden, so daß sie nach einer Stunde von neuem zu gebrauchen waren. Beiläufig erwähne ich, daß die Oberkleider von gefirnißtem Seidenzeuge, deren man sich in südlichen Ländern zur Regenzeit, um die Nässe abzuhalten, mit Vortheil bedient, nicht minder gegen die Hitze ein kräftiges Schutzmittel sind, weil sie vermöge ihrer Dichtheit das Eindringen der Sonnenstrah-

len gänzlich verhindern, auch an sich die Eigenschaft zu kühlen, und überdem eine ungemeine Leichtigkeit besitzen. Da sie aber große Schonung erfodern, so taugen sie auf den Schiffen nur für solche Leute, die keinen Theil an der Handarbeit nehmen. — Meine Weise im Essen und Trinken stützte sich hauptsächlich auf den Grundsatz: Wenig und gut. Des Morgens am vier Uhr nahm ich eine Schale Kaffee und einige Bissen Zwieback zu mir. Gegen zehn Uhr trank ich, zur Stärkung des Magens, ein Glas auf China gesetzten Wein, und aß nachher etwas kalte Küche, oder ein Paar weich gesottene Eier, wenn welche vorhanden waren. Beim Mittagmahl — das gewöhnlich erst um vier Uhr gehalten wurde, — begnügte ich mich, da es nie an Federvieh mangelte, mit einem Teller voll kräftiger Suppe und dem Viertel einer Henne, indem ich das gesalzene Fleisch, so wie auch den Pudding, die Pasteten und andere bei den Engländern gebräuchliche Speisen, die schwer zu verdauen sind, selten berührte. Auch an der englischen Sitte, die Mahlzeit mit Likören zu beschließen, nahm ich keinen Theil, sondern ließ es bei einigen Gläsern Wein, die ich während derselben trank, bewenden. Zum Abendessen genoß ich eine Tasse nicht allzu starken Thee und ein wenig Zwieback, was ich auch während der Nacht, wenn ich die Wache hatte, bisweilen that. Bei dieser Lebensordnung fehlte mir es nie an Lust zum Essen, die man doch im Süden so leicht verliert und, obschon zu großem Nachtheil, oft

künstlich erzwingt. Um den im Laufe des Tages oft wiederkehrenden Durst zu befriedigen, diente mir ein Schluck Wein, oder etwas warme Limonade. Wasser zu trinken vermied ich in jenen heißen Gegenden, weil es auf dem Schiffe meistens übelriechend, lauwarm und folglich erschlaffend war. Selbst am Lande und frisch aus der Quelle geschöpft, wollte mir das Wasser nicht bekommen, weil es, wenn man nicht ein Eingeborner und daran gewöhnt ist, den Körper erkältet, oder in zu starken Schweiß versetzt; dagegen geistige und warme Getränke die Erhitzung desselben am beßten dämpfen. — Die Mittel, welche noch besonders von mir angewendet wurden, um Krankheiten vorzubeugen, waren eben so einfach als in ihrer Zahl beschränkt. Aus dem schon oben angeführten Grunde gebrauchte ich täglich das Seebad, so wie ich zur Verhütung der Mundfäule, — wovon man auf weiten Seereisen so leicht ergriffen wird, — neben der Gewohnheit, mit etwas Taback vermischte Salbeiblätter zu kauen, den Mund häufig mit Weinessig und Wasser auszuspülen pflegte. Da übrigens der Seemann, wegen Mangel an hinreichender Bewegung, hauptsächlich in südlichen Klimaten, wo der Körper ungemein erschlafft, mehr als andere Menschen der Verschleimung ausgesetzt, und diese unbezweifelt die Ursache der meisten ihn befallenden Uebel ist, so trank ich, an einigen Tagen der Woche, früh nüchtern ein halbes Glas Meer-

wasser, dessen auflösende, abführende und zugleich stärkenden Kräfte schon anderwärts von mir gerühmt worden sind. Daß ich mich zu dem Ende der künstlichen und kostbaren, auf unserem Schiffe vorhandenen Arzneien nicht bediente, hatte seinen Grund darin, weil ich der Meinung war, daß der Mensch immer zu denjenigen Mitteln seine Zuflucht nehmen sollte, die ihm zunächst liegen, und daß er dieselben überall in der Nähe findet, wenn er sie aufsuchen will, indem die Natur gewiß jeden Theil des Erdballs mit dem versorgt hat, was den ihn bewohnenden Geschöpfen angemessen und heilsam ist.

Ich komme nun zu unserer Reise zurück. — Wir überschritten schon am 2. Februar die Linie. Von dem in dieser Meeresgegend hergebrachten seemännischen Gebrauch der so genannten Meertaufe, — der im ersten Bändchen meiner Reisen umständlich beschrieben ist, — bemerke ich bloß, daß er mit allen Förmlichkeiten beobachtet wurde, und Gelegenheit gab, der Mannschaft einen sehr vergnügten Tag zu machen, da zumal die Passagiere viel Rum und Wein dabei vertheilten.

Von den langen, höchst gefährlichen Windstillen, die unter der Linie so gewöhnlich sind, blieben wir befreit. Die östlichen Luftströme führten uns, obschon am Ende mit sehr geschwächter Kraft, ungefähr bis zum 2. Grad südlicher Breite, worauf sie allmählig in einen frischen Südostwind übergingen.

Wie bekannt, segeln in neuern Zeiten die nach Indien gehenden Schiffe, nachdem sie das Gebiet des südöstlichen Passatwindes erreicht haben, nicht gerade nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, weil dieser Wind ihnen von dort an völlig entgegen weht, und große Schwierigkeiten verursacht. Sie lassen sich von ihm nach Brasilien führen, wohin er günstig ist, und gehen dann längs den Küsten bis über den Wendekreis des Steinbocks hinaus, in die Gegend der veränderlichen Winde. Hier empfängt sie gewöhnlich ein nordwestlicher Luftstrom, der sie in kurzem quer über den Ocean und um Afrika bringt, so daß eine Reise nach Indien und wieder zurück in funfzehn bis zwanzig Monaten vollendet wird, obschon ehedem, als man sich an den Küsten von Afrika mühsam hinzuarbeiten pflegte, ein Zeitraum von drei Jahren dazu nöthig war. Aus diesem Grunde schlugen auch wir die eben beschriebene Laufbahn ein.

Auf dem ganzen, wiewohl sehr beträchtlichen Wege von der Linie bis nach Brasilien ereignete sich nichts Merkwürdiges; und den Leser mit dem Thun und Treiben der Schiffsmannschaft zu unterhalten, würde ihn nur ermüden, da er bereits aus meinen frühern Beschreibungen die gewöhnliche Beschäftigung der Seeleute kennt, und auch weiß, wie sie ihre Erholungsstunden anwenden, indem sie z. B. Tropikvögel, fliegende Fische, Delphine u. s. w. fangen, oder das Meer

von einem Hai befreien. Uebrigens kann man leicht denken, daß unter einem Haufen Menschen, die in Ansehung der Gestalt, Sprache, Sitten und Denkart so sehr von einander abwichen, mancherlei Neckereien und Streitigkeiten vorfielen, die jedoch, da die gute Ordnung im Ganzen dadurch nicht gestört wurde, keine schädlichen Folgen hatten.

3.

Erreichung der Küste von Brasilien. Man läuft in den Hafen von Rio=Janeiro ein — malerisch schöner Anblick desselben — die Reize seiner Inseln und des angränzenden Festlandes, wohin der Verf. häufig kleine Ausflüge macht.

Am 20. Februar bei Sonnenuntergang erblickten wir Brasilien, das aber, da es als ein Hochland in weiter Ferne sichtbar ist, erst nach zwei Tagen erreicht wurde. Bei weiterer Annäherung zeigte sich's, daß wir den Hafen von Rio=Janeiro, der den Ostindienfahrern gewöhnlich zum Ruhepunkte dient, schon einige Meilen hinter uns hatten — ein Irrthum, welcher den nicht immer richtig zu berechnenden Meeresströmen zuzuschreiben war. Wir mußten daher wieder zurückfahren, und kamen erst am Morgen des 23. — also sieben Wochen nach der Abreise von England, — vor jenem Hafen an. Da man, den dortigen Gesetzen gemäß, nicht eher in denselben einlaufen darf, als bis die Ankunft des Schiffes und der Zweck seiner Reise der Regierung gemeldet ist, so kreuzten wir bei dem hohen Felsen, auf dessen Gipfel die Festung Santa Cruz den Eingang beherrscht, einige Zeit lang umher, bis ein

Offizier der uns führenden Fregatte die nöthigen Anzeigen gemacht und die Erlaubniß zur Einfahrt ausgewirkt hatte.

Das erhabene und prächtige Schauspiel, welches bei der Einfahrt in den Hafen sich darbietet, wo man die fünf Meilen umfassende Wassermasse, mit den üppig grünenden Inseln und den unzähligen, rege Lebhaftigkeit verbreitenden Fahrzeugen, so wie die anmuthigen Ufer des Festlandes, worauf Flüsse und Bäche, Waldungen, Aecker, Wiesen und Gärten, mit Dörfern, Landhäusern, Schlössern, Klöstern und Schanzen malerisch abwechseln, und endlich, im Hintergrunde, die das Ganze umschließenden, wildgestalteten hohen Berge erblickt, — dieß Alles machte einen großen und angenehmen Eindruck auf mich und meine Gefährten. In der fröhlichsten Stimmung ankerten wir am Abend bei der Insel Ilheo dos Cobras (Schlangeninsel), wo man außer vielen Schanzen, die, in Verbindung mit der am westlichen Ufer hervor ragenden Citadelle, die Straße nach Rio-Janeiro bestreichen, Vorrathshäuser für die Schiffe errichtet hat, weil der Ankergrund in der Nähe dieses Eilandes der beßte im ganzen Hafen ist.

Die berühmte Hauptstadt Brasiliens, Rio-Janeiro (eigentlich San Sebastiano genannt), sah ich nur aus der Ferne, in der Gestalt einer großen, meistens hinter Bäumen und Hügeln versteckten Häusermasse. Daß ich sie nicht näher in Augenschein nahm, lag nicht allein in ihrer beträchtlichen Entfernung von unserer

Ankerstätte, sondern auch darin, weil mein Amt mich zur beständigen Aufsicht bei den Arbeiten unserer streng gehaltenen Mannschaft verpflichtete, und überhaupt die englischen Seeleute, so lange sie sich, wenn auch bloß zu ihrer Erholung, in einem Hafen aufhalten, jederzeit volle Beschäftigung haben, und oft weniger als auf dem Meere selbst zur Ruhe kommen. Während der ganzen Zeit unseres Aufenthalts in Brasilien traf mich die Reihe, 24 Stunden am Lande zubringen zu dürfen, an einem einzigen Sonntage, und diesen glaubte ich zum Berichtigen einer Rechnung, die mir viel Sorgen machte, benutzen zu müssen. An den Wochentagen war man bis gegen Sonnenuntergang beschäftigt, alle Theile des Schiffes von neuem in gehörigen Stand zu setzen, und für die noch übrige Reise mit Wasser und Lebensmitteln zu versehen. Wenn ich nun vom frühen Morgen an mich theils am Bord, theils in den Magazinen auf Ilheo dos Cobras herumgetrieben hatte, war ich am Abend müde und daher wenig aufgelegt zu weiten Ausflügen, auf welchen ohnehin die Nacht mich übereilt haben würde. Ueberdem fand ich, als ein Freund der Natur, das Ländliche unter dem brasilischen Himmel viel zu anziehend, um mich nach einer Stadt zu sehnen, so prächtig auch Rio-Janeiro mir geschildert wurde.

Desto mehr benutzte ich jede Gelegenheit, die benachbarten kleinen Inseln und die nächst liegenden Ufer des Festlandes zu besuchen. Bald begab ich mich in

Wälder und Gebüsche, wo die erquickende Kühle, der Anblick der seltenen Bäume und Pflanzen, die balsamischen Gerüche, welche sie verbreiteten, so wie die Stimmen unzähliger Vögel und tausend andere Dinge die angenehmsten Gefühle erregten; bald betrat ich die mit Gras und Blumen reich bedeckten Wiesen, wo gut genährte Rinder und Schafe sich muthig tummelten, während die Hirten sich durch Pfeifen- und Lautenspiel ergötzten; oder ich durchstrich die Felder und Pflanzungeu, auf welchen neben europäischen Gewächsen die tropischen in buntem Gemisch und großer Vollkommenheit prangten. Oft kehrte ich in den Wohnungen der Pflanzer ein, die mich freundlich empfingen und freigebig mit Milch oder köstlichen Früchten bewirtheten. Kurz, die in Brasilien von mir angestellten kleinen Wanderungen waren Stunden, die ich zu den genußreichsten meines Lebens zähle; da sie aber, aus Mangel an Zeit, nur zur Erholung gemacht wurden, so gestatteten sie nicht, den einzelnen, jeden Augenblick wechselnden Gegenständen eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Sie ließen jedoch in meiner Seele, der sie noch jetzt wie ein angenehmes Traumbild vorschweben, die Ueberzeugung zurück, daß die Gegend um Rio-Janeiro zu den schönsten der Erde gehört, und daß dort die Menschen weit gutmüthiger sind, als im Mutterlande Portugal.

4.

Man segelt von Rio=Janeiro wieder ab, und steuert längs der Küste von Patagonien hin. Zusammentreffen mit einem Schiffe, dessen Mannschaft an dieser Küste ein trauriges Schicksal betroffen hat. Wir ändern unsere Fahrt und richten sie quer über den Ocean nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung — es befällt uns ein Sturm und dann eine gefährliche Windstille, was jedoch beides glücklich überstanden wird — Versuche, die Tiefe des Meeres zu erforschen, so wie auch das Wetter voraus zu bestimmen — Vorschlag zu einem Mittel, den Lauf der Schiffe auf eine leichtere Art als die bisherige zu messen.

Es war am 14. März, als die Flotte, in guten Stand gesetzt und mit den trefflichsten Lebensmitteln versehen, aus dem Hafen von Rio=Janeiro wieder absegelte. Längs den Küsten südwärts steuernd, durchschnitt sie am nächsten Tage den Wendekreis des Steinbocks. In dieser Gegend begegnete uns ein aus der Südsee kommendes englisches Schiff. Die Mannschaft desselben hatte bei einer Landung in Patagonien das Unglück gehabt, den dortigen Wilden in die Hände zu fallen und großen Theils umgebracht zu werden. Die noch lebenden Leute verdankten ihre Rettung einem patagonischen Mädchen, welches mit ihnen auf das

Schiff entflohen war, — ein Fall, der wegen der großen Zuneigung, welche die wilden Amerikanerinnen zu den Europäern haben, nicht selten ist und an die bekannte, von Gellert besungene Geschichte des Engländers Inkle und seiner Befreierin Yariko erinnert. Doch ist die Schöne, von der ich rede, nicht so übel wie diese belohnt, sondern wohlbehalten nach London gebracht worden, wo der von ihr erkorene Seemann sie geehelicht hat. Ich sah sie daselbst im Jahr 1811, um welche Zeit ihr fähiger Geist schon einen ziemlichen Grad von Bildung angenommen hatte. Obgleich von rothgelber Farbe, hatte doch ihre fast sechs Fuß hohe Gestalt viel Anmuth, welche durch die feurigen schwarzen Augen und die freundliche Miene ihres Gesichts noch erhöht wurde.

Am vierten Tage nach der Abfahrt von Brasilien legte sich der Südostpassat, worauf ein nordwestlicher Wind sich erhob, der unserem Schiffe die Richtung nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung gab. Er verstärkte sich immer mehr und ward nach einigen Tagen zum fliegenden Sturm, so daß man, unvermögend die Segel zu führen, sich seiner Willkühr überlassen mußte.

Wenn auf dem weiten, von Untiefen freien Weltmeer Stürme entstehen, welche den Matrosen Zeit lassen, die Segel einzuziehen und überhaupt gegen Unfälle, die eintreten können, sich in Bereitschaft zu setzen; so ist ein dauerhaft gebautes Schiff in keiner

großen Gefahr, indem es dann von den ungeheuern Wogen zwar abwechselnd in die Lüfte gehoben und in den Abgrund gesenkt, jedoch gleichförmig mit ihnen fortbewegt wird, ohne von den folgenden überschüttet zu werden. Dieß war auch bei dem jetzt entstandenen Sturmwetter der Fall, und wir sahen dem Toben desselben mit Gleichgültigkeit zu. Da aber in der ganzen Natur auf jede Anstrengung eine Erschlaffung folgt, so treten nach Stürmen gewöhnlich Windstillen ein, wo das aufgeregte Meer die wildesten und unregelmäßigsten Bewegungen macht; und dieses ist der Zeitpunkt, welchen der Seefahrer am meisten zu fürchten hat. Auch wir wurden, nachdem der Sturm vier Tage gewüthet hatte, von einer solchen Stille heimgesucht, die unser obschon großes Schiff in eine tanzende Bewegung und in nicht geringe Gefahr setzte. Gegen das fürchterliche Schwanken desselben konnten wir nichts weiter thun, als die Kanonen in den Schiffsraum schaffen, und uns mit Aexten an die Masten stellen, um sie im Nothfall zu kappen. —

Auf diese Windstille, welche zwei Tage dauerte, folgten noch einige gefährliche Naturbegebenheiten, z. B. Wasserhosen, Wirbelwinde, die uns viel Unruhe machten. Endlich am 27. März traten günstigeres Wetter und gemäßigte Südwestwinde ein, die geraume Zeit anhielten.

Während jener übeln Wetterperiode, welche den Eintritt des Winters auf der südlichen Halbkugel be=

zeichnete, waren die uns begleitenden Schiffe, weil sie in verschiedenen Richtungen und mit ungleicher Schnelligkeit fortgetrieben wurden, aus unserem Gesicht verschwunden. Nur das nach Botany-Bai bestimmte fand sich noch in unserer Nähe, in dessen Gesellschaft wir die Reise weiter fortsetzten. Uebrigens wurde das überstandene Ungemach, da es von keinen sehr nachtheiligen Folgen begleitet war, bald von uns vergessen; und dieß wäre noch eher geschehen, wenn nicht die von den Meeresfluthen gebleichte Farbe unseres Schiffes, da sie ein abermaliges Anstreichen und Theeren desselben nöthig machte, daran erinnert hätte.

Auf einer Fahrt quer über den Ocean, wo das Auge viele Wochen kein Land erblickt, kommt man leicht auf die Frage: wie tief wohl die ungeheure Wassermasse sein möge. Auch mir und einigen meiner Gefährten drängte sie sich oftmals auf, und brachte den Entschluß in uns hervor, eine Messung des Meeres zu veranstalten. Solche Versuche sind bekanntlich mit großen Schwierigkeiten verknüpft und bis jetzt, so oft sie auch in ältern und neuern Zeiten unternommen wurden, fruchtlos gewesen. Denn obschon das Meer gewiß nicht unergründlich und seine größte Tiefe, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht beträchtlicher, als die größte Höhe der über dem Meeresspiegel sich erhebenden Berge ist, so fehlt es doch an zuverlässigen Mitteln, dieselbe zu erforschen. Das Senkblei, welches den Boden der minder tiefen Gewässer mit großer Ge-

nauigkeit anzeigt, läßt sich auf dem Ocean — außer andern Gründen, die ich hier nicht anführen kann, — hauptsächlich deßwegen nicht anwenden, weil es auf seinem Wege durch die verschiedenen Wasserschichten auf Strömungen trifft, die es, sammt der daran befindlichen Schnur, in krummen Linien mit sich fortreißen. Da übrigens das Schnurwerk eine fast gleiche Schwere mit dem Seewasser hat, so muß dasselbe, wenn es zu einer großen Länge ausgeworfen wird, das schwerste Senkblei aufhalten und es hindern, den Grund zu erreichen. Daher denn die vielen Berichte der Seefahrer, daß das Meer nicht zu ergründen sei. Die Naturforscher haben schon lange auf die Verfertigung besserer, keiner Leine benöthigter Werkzeuge gesonnen, die jedoch in der Anwendung noch immer fehlerhaft und unzulänglich befunden wurden. Dem zu Folge ging unsere Bemühung dahin, zwar nicht neue zu erfinden, wohl aber die bereits vorhandenen zu prüfen und, wo möglich, zu verbessern. Dasjenige, worauf wir vorzüglich unsere Hoffnung bauten, war das vom Engländer Hook angegebene. Der Theorie nach besteht es in zwei Körpern, wovon der eine schwerer, der andere leichter als das Wasser ist. Beide werden dergestalt zusammengefügt, daß der erstere, so bald er beim Niedersinken den Grund berührt, den letztern fahren läßt, der sofort nach der Oberfläche aufsteigt. Der Zeitraum zwischen dem Augenblick, wo das Instrument in das Wasser sinkt, und demjenigen, wenn

der leichtere Theil wieder zum Vorschein kommt, bestimmt die Tiefe. Diese Grundsätze brachten wir auf folgende Weise in Anwendung. Den schweren Körper bildete eine sechspfündige Kanonenkugel, den leichten eine mit Luft gefüllte, überstrickte und gefirnißte Schweinsblase. Daß wir uns Statt dieser nicht, wie Hook, einer hölzernen Kugel bedienten, geschah deßhalb, weil sie weniger leicht auf dem Wasser schwimmt, und daher, nach ihrem Wiedererscheinen auf der Oberfläche, nicht so gut in der Ferne wahrzunehmen ist. Das von ihm angewandte Bleigewicht mußte aus dem Grunde durch ein minder zweckmäßiges eisernes ersetzt werden, weil jenes Metall uns mangelte. Als Mittel zur Verbindung und Trennung der beiden Theile gebrauchten wir eine Zange, die, mit Springfedern versehen, sich zu öffnen strebt. Sie war an die Kugel mit Schnüren befestigt. Brachte man sie nun, sammt dem daran hängenden Kugelgewicht, in eine schwebende Lage, so wurde sie von diesem fest zugezogen und hielt sich, wenn man den an der Blase angebrachten Zapfen in ihr Gebiß steckte, daran fest, ließ ihn jedoch los, so bald das Gewicht auf einem festen Körper zu ruhen kam, oder von Jemand festgehalten wurde, weil in beiden Fällen dessen Schwerkraft aufhört, auf die Zange zu wirken. Wenn man daher das solchergestalt zusammen gefügte Werkzeug in das Meer senkt, so strebt die Blase sich oben zu erhalten, wird jedoch von der Kugel hinabgerissen, bis der Meeresboden oder ein

anderer Gegenstand dem Fallen der letztern Einhalt thut. Vor der Anwendung des Werkzeuges war es erfoderlich, dessen Geschwindigkeit im Fallen und Steigen oder, mit andern Worten, die Zeit zu wissen, die es fallend und steigend zum Durchschneiden eines gewissen Raums bedurfte. Dem zu Folge ließen wir die Kugel mit der daran befindlichen Zange und Blase eine bestimmte Zeit in das Wasser hinab sinken, nach deren Verlauf sie mittels einer daran befestigten, nach Klaftern bezeichneten Leine angehalten wurde, worauf die Blase von selbst wieder in die Höhe stieg. Aus vielen solchen, in mehr und minder großer Tiefe gemachten Versuchen ergab es sich, daß das sinkende Werkzeug zwei Klaftern in einer Sekunde durchschnitt, dagegen der leichtere Theil nur halb so viel Zeit zum Aufsteigen brauchte. Nach diesen Verhältnissen also mußte bei einer Messung die Tiefe berechnet werden; und gesetzt, die Blase wäre, nach dem Verschwinden unter die Meeresfläche bis zur Wiedererscheinung auf derselben, sechzig Sekunden abwesend gewesen, so hätte sie vierzig davon auf dem Wege hinab, und zwanzig wieder herauf zugebracht, folglich jedesmal achtzig Klaftern zurückgelegt. Bei dergleichen Proben überzeugten wir uns auch von der Wahrheit des Grundsatzes: daß im Wasser sinkende Körper nicht, wie die in der Luft fallenden, ihre Geschwindigkeit vermehren, sondern in gleichen Zeiten gleiche Räume durchlaufen. Nachdem wir uns nun mit Werkzeugen von der be=

schriebenen Art in ziemlicher Menge versehen und mancherlei Erfahrungen in Hinsicht ihres Gebrauchs gesammelt hatten, stellten wir endlich am 10. April, ungefähr hundert Meilen vom Vorgebirge der guten Hoffnung, die erste Messung an, d. i. wir ließen unsere Tiefenmesser, und zwar ohne Leine, in das Meer hinab; aber leider sahen wir der Rückkehr der Blasen vergebens entgegen. Dieß verursachte uns vieles Kopfzerbrechen. Die Versuche wurden indeß an jedem günstigen stillen Tage wiederholt, jedoch nicht mit besserem Glück, bis endlich ein bei der Insel Sumatra gemachter uns allen Muth benahm. Wir senkten hier auf einer nicht tiefen, zuvor mit dem Bleiloth untersuchten Stelle einen der noch vorhandenen Messer in den Grund. Mit Erstaunen sahen wir den leichten Körper viel später, als nach der Berechnung geschehen sollte, und in einer weiten Entfernung von dem Orte, wo er versenkt worden war, zum Vorschein kommen — beides die Folge einer in der Tiefe befindlichen Strömung, die das Instrument in einer schiefen Linie fortgeführt hatte. Hierdurch ward es uns deutlich, daß die zu unsern Messungen auf dem hohen Meere gebrauchten Instrumente, wenn sie auf ihrem Wege in solche Ströme gerathen waren, eine zu große Strecke seitwärts getrieben werden mußten, als daß die Blasen nach ihrem Wiederemporkommen von uns bemerkt werden konnten; so wie es uns auch einleuchtete, daß die Strömungen des Meeres allein hinreichen, eine Erforsch-

ung seiner Tiefe zu vereiteln. Nächstdem aber erblickten wir bei kälterem Nachdenken eine Menge anderer, im warmen Eifer für die Sache übersehener Umstände, welche solchen Messungen, besonders mit dem von uns dazu gebrauchten Werkzeuge, hinderlich sind. Wie leicht z. B. stößt es im Fallen auf einen schwimmenden Gegenstand, einen Fisch, ein Stück faules Holz und dergleichen, wo es dann, ohne den Meeresgrund zu erreichen, wieder in die Höhe kommt, und folglich den Messenden zu falschen Schlüssen verleitet; oder es trifft auf einen schlammigen Boden, in welchen der schwere Theil den leichten hinab zieht, so daß dieser sich nicht erheben kann, sondern vergraben liegen bleibt. Da ferner die Bestandtheile des Meeres nicht überall in gleichen Verhältnissen stehen, und überdem, wie die der Luft, beständig in einer Art von Gährung, folglich bald auf dieser, bald auf jener Stelle verdichtet oder ausgedehnt sind; so läßt sich die Geschwindigkeit der im Meerwasser fallenden und steigenden Körper, weil die mehr oder minder große Dichtheit desselben viel Einfluß darauf hat, nicht mit völliger Zuverlässigkeit bestimmen. Ich habe daher seit jener Zeit den Gedanken, die Tiefe des Oceans zu erforschen, aufgegeben und geglaubt, daß dieses spätern Zeiten aufbehalten ist, wo man nicht auf der Oberfläche mit trüglichen Instrumenten dabei zu Werke geht, sondern, vielleicht durch Vervollkommung der Taucherglocke, oder des Taucher-

schiffes, in den Stand gesetzt wird, die Eingeweide des Meeres zu durchwühlen.

Den Dunstkreis zu beobachten und daraus Schlüsse auf die künftige Beschaffenheit des Wetters zu ziehen, ist eine Beschäftigung, wozu der Seemann durch den Anblick des weiten, unbeschränkten Horizontes, und überhaupt durch seine ganze Lage immerwährend aufgefodert wird. Auch auf unserer Reise, besonders auf der Ueberfahrt von Brasilien nach den indischen Gewässern, wurden in dieser Hinsicht unablässig Beobachtungen angestellt. Sie zeigten sich meistens richtig, so lange die Vorausbestimmung sich auf den nächsten Tag beschränkte; allein Einige gingen hierin auch auf weitere Zeit hinaus, und machten dann immer die unangenehme Erfahrung, sich geirrt zu haben.

Zum Beßten meiner jüngern Leser sei es mir vergönnt, hierbei eine kleine Bemerkung zu machen. Die Veränderung des Wetters liegt in der physischen Beschaffenheit der Atmosphäre. Die Sonnenwärme und die anziehende Kraft des Mondes haben darauf den hauptsächlichsten Einfluß. Aber auch die Ausdünstung, die Electricität, die Entbindung verschiedener Gasarten und andere, zum Theil vielleicht noch gar nicht bekannte Naturkräfte tragen dazu bei. Da nun die Witterung auf einem ununterbrochenen Zusammenhange von Ursachen und Wirkungen beruht, der uns nicht immer klar ist, so läßt sie sich selten und auf längere Zeit gar nicht voraus bestimmen; und wer weiß, ob es je dem

3*

menschlichen Verstande gelingen wird, jenen Zusammenhang einzusehen und sichere Regeln für die Meteorologie daraus abzuleiten. Nur aus den einzelnen Zuständen der Atmosphäre, z. B. aus der Feuchtigkeit und Trockenheit, der Schwere und Leichtigkeit der Luft, aus der Richtung des Windes, dem Laufe der Wolken, oder den besondern Dunstgestalten, welche bekanntlich beim Auf- und Untergang der Sonne am deutlichsten wahrzunehmen sind, kann man die Witterung mit einiger Sicherheit auf einen oder mehre Tage vorher verkündigen. Wenn daher Regen durch die blaue Färbung der aufgehenden Sonne, durch die stumpfen Hörner des Neumondes, die scheinbare Vergrößerung der Sterne, den Hof um Sonne und Mond, das so genannte Wasserziehen der Sonne, das Ausbleiben des Thaues u. s. w. angezeigt wird; so liegt die Ursache davon in der besondern Beschaffenheit des Dunstkreises. Dieß ist ebenfalls der Grund, warum feinnervige Menschen und solche, die an gewissen Gliedmaßen leiden, so wie auch viele Thiere, die Veränderung des Wetters mehr oder weniger vorher empfinden und letztere dieselbe durch verschiedene Aeußerungen andeuten. — Noch ist zu erwägen, daß der Seemann bei seinen meteorologischen Beobachtungen um so mehr Schwierigkeiten findet, weil er meistens mit großer Schnelligkeit aus einer Gegend in die andere kommt, und die von ihm wahrgenommenen Wetterzeichen oft nur auf diejenige, worin er sich zur Zeit der Beobachtung befand, Bezug haben, da

bekanntlich in zwei einander ganz nahe gelegenen sehr verschiedenes Wetter herrschen kann.

Ein Gegenstand, der mein Nachdenken vorzüglich beschäftigte, war der Versuch, ein Mittel aufzufinden, wodurch der Seemann in den Stand gesetzt würde, mit geringerer Mühe und größerer Zuverlässigkeit, als durch das so genannte Log — welches im II. Bändchen, Seite 20. f. beschrieben ist, — die Schnelligkeit seiner Fahrt oder den Weg, den er zurücklegt, zu bestimmen. Nach einiger Zeit kam ich auf einen Gedanken, wobei ich, wie bei einem glücklichen Funde, stehen blieb. Im Fall, dachte ich, eine offene Röhre am Hintersteven des Schiffes nach dem Kiel hinab und dann, vorwärts gebogen, längs diesem einige Fuß fortläuft, so wird, wenn sie mit dem segelnden Schiffe das Wasser durchschneidet, letzteres gewaltsam in dieselbe, und darin in die Höhe getrieben. Der größere oder geringere Grad des Steigens zeigt die mehr oder minder beträchtliche Geschwindigkeit der Fahrt an. Wiewohl nun diese Idee, späterhin durch andere Gegenstände verdrängt, nie ausgebildet und in Anwendung gebracht wurde, so bin ich dennoch überzeugt, daß sie die Grundlage eines einfachen, sichern und bequemen Werkzeuges zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes geben kann. Das Nähere der Einrichtung und des Gebrauchs werden die allgemeinen Grundsätze der Hydraulik, so wie die einzelnen praktischen Versuche bestimmen. Indessen ist es einleuchtend, daß eine bloß glatte Röhre, bei sehr

schnellen Bewegungen des Schiffes, das Wasser zu hoch treiben würde, um den Seemann mit Sicherheit Resultate daraus ziehen zu lassen; noch mehr müßte dieß der Fall sein, wenn die untere Oeffnung sich von innen nach außen erweiterte. Allein, eine von der entgegen gesetzten Form würde den Andrang des Wassers schon sehr mäßigen; überdem könnte er durch Schneckengänge, oder Winkelzüge in der Röhre selbst, in beliebigen Schranken gehalten werden. Die Höhe des Steigens würde ein in die Röhre gestellter, unten mit einem Kork versehener und oben mit Graden bezeichneter Draht, von der Länge, daß er beim niedrigsten Wasserstande noch etwas hervorragt, jederzeit von selbst anzeigen. Ja, die Rücksicht auf Bequemlichkeit kann sogar noch weiter gehen, wenn man z. B. den auf- und niedersteigenden Draht, mittels kleiner Zähne, ein Rädchen treiben läßt, welches den Weiser an einem Zifferblatt in Bewegung setzt, so daß dieses, gegen die Vorderseite des Schiffes gekehrt, auf allen Theilen des Verdecks wahrzunehmen ist; doch würde das Werkzeug durch dergleichen Künsteleien an Einfachheit verlieren und um so öfter einer Ausbesserung bedürfen. Wenn gleich die völlige Einrichtung des Instrumentes noch mancherlei Erfahrungen voraussetzt, die außer dem Kreise meiner gegenwärtigen Verhältnisse liegen, so glaube ich doch, daß es einer solchen Vervollkommung fähig ist, um zu jeder Zeit und mit geringer Mühe die bestimmtesten Anzeigen dadurch zu erhalten. Dieß

würde nicht nur den Seemann des ihm oft lästigen Loggeschäftes überheben, sondern auch für die Schifffahrt überhaupt von wesentlichem Nutzen sein, weil man das Log, wegen der damit verbundenen Umständlichkeit, in der Regel nur alle zwei Stunden wirft, obschon in den Zwischenzeiten das Schiff bald schneller, bald langsamer geht, und weil man dasselbe, wegen der Gefahr es zu verlieren, bei stürmischem Wetter oft gar nicht gebraucht, sondern sich begnügt, die Fahrt nach dem Augenmaße zu schätzen. Um den wichtigsten Einwürfen, die man meinem Vorschlag machen könnte, zu begegnen, füge ich noch folgende Bemerkungen hinzu. Den Lauf des Schiffes kann das Werkzeug wenig hindern, weil es einen geringen Umfang, höchstens zwei Zoll im Durchmesser zu haben braucht, was nicht mehr beträgt, als wenn am Schiffsboden die losgegangene Ecke einer Kupferplatte herunter hängt, der Kopf eines großen Nagels sich heraus gibt, oder durch die sich daran festsetzenden Unreinigkeiten eine Unebenheit entsteht, welche Fälle häufig Statt finden, ohne die Segelkraft des Fahrzeuges merklich zu schwächen. Wenn ferner die Röhre aus Kupfer bestände, so würde sie, bei einer mäßigen Dicke, wenigstens zehn Jahre dauern; da nun in diesem Zeitraum der Schiffsboden mehrmals eine Ausbesserung bedarf, so könnte sie bei solchen Gelegenheiten ebenfalls in Ordnung gebracht, und folglich, ohne besondere Störung zu veranlassen, in gutem Stand erhalten werden. In nördlichen Himmelstrichen,

möchte es scheinen, wird oft der Umstand eintreten, daß das Wasser in dem Werkzeuge gefriert; allein nur dann ist dieß möglich, wenn das Wasser über die Oberfläche des Meeres sich erhebt, weil letzteres zu jeder Zeit eine mäßige Wärme behält und bloß da, wo es die Luft berührt, oder in der Nähe des Landes, erstarrt. Auf Reisen im hohen Norden, wo man fortwährend die Eismassen durchbrechen muß, wird dennoch das Instrument wenig Schaden leiden, weil der vordere Theil des Schiffes jederzeit dem hintern eine freie Bahn verschafft, und überhaupt das Eis, da es specifisch leichter als das Wasser ist, sich vom Fahrzeuge nicht unter dasselbe, sondern bloß auf die Seite drängen läßt. Eine Zerstörung würde dem Werkzeuge drohen, wenn das Schiff auf den Grund geriethe; aber dann kämen auch alle übrige Theile desselben in gleich große Gefahr.

5.

Wir erblicken in der Ferne das Vorgebirge der guten Hoffnung, worauf die Reise ungestört nach den indischen Gewässern fortgesetzt wird. Ankunft bei der Insel Sumatra, und Landung beim Fort Marlborough am Flusse Bencoolen. Bemerkungen über den äußern Anblick jener Insel. Ihre Bewohner im Allgemeinen. Zustand der dortigen englischen Besitzungen. Das Fort Marlborough, Hauptort derselben — die dabei befindliche Reede. Die nicht weit von Marlborough entfernte Stadt Bencoolen — ihre Beherrscher — die Bauart und Einrichtung der Häuser — die Straßen der Stadt und ihre Umgebung — Bemerkungen, das Hausgeräth betreffend.

Ich komme nun zu unserer Reise zurück. Es war am 12. April, als wir das Vorgebirge der guten Hoffnung zu Gesicht bekamen. Schon zweimal in meinem Leben (auf der Reise nach Isle de France,) hatte ich dieses berühmte Vorgebirge aus der Ferne gesehen, ohne daß mein Wunsch darauf zu landen befriedigt wurde. Dasselbe war auch jetzt der Fall. Da unsere Mannschaft in guter Gesundheit und das Schiff nicht schadhaft war, auch kein Mangel an Lebensmitteln herrschte, und besonders das in Brasilien eingenommene Wasser noch seine trefflichen Eigenschaften

besaß; so schien es um so zweckwidriger, eine Landung zu unternehmen, weil die neuern, in ihrer Kunst sehr fortgeschrittenen Seefahrer von der Gewohnheit abgekommen sind, jenes Cap als einen nie zu verfehlenden Ruhepunkt zu betrachten, und überhaupt ohne dringende Noth am Lande zu verweilen.

Demnach setzten wir die Reise ungestört weiter fort. Man schiffte unter dem 28. Grad südlicher Breite ostwärts hin, bis wir, am 24. April, den 98. Grad westlicher Länge erreichten. Von hier wurde die Fahrt gegen Nordosten, nämlich nach der Straße von Sunda, gerichtet; daher das nach Botany-Bai bestimmte Schiff, welches seinen Lauf in gerader Linie verfolgte, von uns schied.

Als wir dem Wendekreise des Steinbocks näher kamen, verließen uns die bisher treuen Gefährten, die westlichen Luftströme, indem der Südost-Monsoon an ihre Stelle trat, d. i. derjenige Passatwind, welcher die zwischen dem genannten Wendekreise und der Linie gelegenen Gegenden des indischen Meeres, in den Monaten März bis September, der dortigen Winterzeit, beherrscht. Da dieser Monsoon zu Folge der Richtung, in der wir steuerten, uns von der Seite bestrich, welche Art zu segeln (mit halbem Winde, wie man sagt,) bekanntlich eine der vortheilhaftesten ist, so kamen wir schon am 1. Mai bei den Kokosinseln vorüber, und erblickten folgenden Tages die Inseln Java

und Sumatra, welche durch die Sundastraße geschieden sind.

Wir nahmen dann unsern Weg nach dem Flusse Bencoolen an der Südwestküste von Sumatra, um dem dortigen Haupt-Comtoir der englisch-ostindischen Handelsgesellschaft (welche seitdem ihre Besitzungen auf dieser Insel an die Niederländer gegen andere vertauscht hat,) Aufträge zu überbringen, und uns, bei dieser Gelegenheit, mit den nöthigen Bedürfnissen für die noch übrige Reise zu versorgen. Das Schiff ankerte am 4. Mai in der Mündung des Flusses, beim Fort Marlborough, dem damaligen Sitze jenes Handelshauses.

Unsere Geschäfte während des dortigen Aufenthalts waren so vielfach, daß ich keine Zeit erhielt, die Eigenthümlichkeiten des Landes genau kennen zu lernen; doch will ich das wenige, was meiner Aufmerksamkeit nicht entging, kürzlich berühren. — Wenn man die Insel Sumatra im Ganzen betrachtet, so stellt sie ein aus unzähligen Hügeln und Thälern bestehendes Land dar, das allmählich nach der Mitte sich erhebt, und hier, von Norden nach Süden, mit hohen Bergen durchschnitten ist, deren Gipfel wie ein blauer Saum am Horizont erscheinen. Die Landschaften, so weit man sie vom Meere übersehen kann, sind zwar mit den, den Südländern eigenen, üppigen Pflanzen bedeckt, aber auch der bloßen Natur überlassen, ohne daß die Kunst ihr beigestanden hat; denn die Küsten-

bewohner schränken ihre Thätigkeit meistens auf Schifffahrt und Handel ein, indem der Landbau nur in den innern Gegenden, und überhaupt — weil der Mensch unter einem so südlichen Himmelstriche zu schwerer Arbeit wenig geneigt und durch die Freigebigkeit des Erdbodens verwöhnt ist, — nicht ämsig betrieben wird. Ungeachtet der beträchtlichen Bevölkerung, bemerkt man wenig Flecken und Dörfer, weil sie nicht, wie in Europa, mit Feldern, sondern mit Gebüsch umgeben sind. Ausgebreitete dichte Wälder, welche die herrlichsten fruchttragenden und sonst nützliche Bäume enthalten, wilde Ströme, Wasserfälle, Seen, mit Schilf und Rohr bedeckte Moräste — dieß sind die gewöhnlichsten Gegenstände, die am Gestade dem Beschauer sich darbieten. Wenn man nun die hier fürchterlich wüthende Brandung sich zu jener romantischen Wildheit der Landschaften denkt, und ferner erwägt, wie sehr sich die Menschen, die Thiere und alle Dinge von denen unseres Erdtheils unterscheiden; so ist leicht zu begreifen, daß Sumatra einen mächtigen Eindruck auf mich und meine europäischen Gefährten machte. Ganz anders verhielt es sich mit den in Fort-Marlborough lebenden Engländern. Ein langer Aufenthalt auf der Insel hatte sie gleichgültig gegen die Reize derselben gemacht, der Mangel gewohnter Bedürfnisse war ihnen fühlbar geworden und erinnerte sie beständig an die Vorzüge ihres Vaterlandes, so daß sie, ungeachtet ihrer großen Vorliebe für wilde Gegenden, wie die eng-

lischen Gärten beweisen, ein sehnliches Verlangen nach dem Anblick künstlich angebauter Fluren trugen.

Sumatra wird von verschiedenen Völkern bewohnt, welche siebzehn große und kleine Staaten bilden. Die vorzüglichsten derselben sind Menangcabow und Acheen; jener liegt in der Mitte, dieser am nördlichen Ende des Eilandes. Sie waren meistens von den Engländern und Niederländern abhängig. Was die Herrschaft der erstern betrifft, so besaßen sie den größten Theil der südwestlichen Küste, von Indrapoera bis zur Sundastraße, aus welchem sie die Niederländer vertrieben hatten, die daher in ihrer Macht auf der Insel sehr gesunken waren; außerdem befanden sich auch an der Nordwestküste englische Handelshäuser, wie z. B. in Natal und Tappanooly. Sie hatten zwar die in Besitz genommenen Ländereien den eingebornen Fürsten gelassen, diese aber, entweder durch gütliche Verträge, oder durch Zwang, zu Zinsen und besonders zur jährlichen Lieferung einer gewissen Menge Pfeffer verbindlich gemacht. Von diesem Gewürze, welches der vorzüglichste Gegenstand ihres dortigen Handels war, pflegten sie alle Jahre drei Schiffsladungen nach Europa zu senden; überdem kauften sie auch Gold, Benzoe und manches andere Erzeugniß des Landes ein. Der Verkauf an die Einheimischen umfaßte eine Menge Bedürfnisse, wohin hauptsächlich Salz, Waaren von Stahl, Eisen und Kupfer gehörten. Dessen ungeachtet floß aus dem Handel kein hinreichender Gewinn,

um die Besoldung der im Dienste stehenden, auf 4000 sich belaufenden Leute zu decken.

Der Hauptort der englischen Niederlassung war das Fort Marlborough; es liegt auf der äußersten Spitze am linken Ufer des Bencoolen. Die Besatzung bestand in 500 Mann regelmäßiger Truppen, wozu noch einige Kriegschiffe mit ungefähr 300 Seeleuten kamen. Dieser gut befestigte Ort war der Sitz des Gouverneurs und, wie ich schon erwähnte, des Haupt-Comtoirs. Die sechs Vorsteher desselben führten den Titel „Consul"; sie nahmen auch an der politischen Verwaltung Theil, und vertraten daher beim Gouverneur die Stelle der Räthe. Einige von ihnen wohnten gewöhnlich, als Residenten, in den untergeordneten Handelsplätzen, in Moco-Moco, Ippoo, Natal, Tappanooly oder andern.

Die Reede beim genannten Fort (die Mündung des Flusses Bencoolen) ist offen, geräumig und von einem tiefen Meer umgeben, daher die Schiffe jederzeit ungehindert aus- und einlaufen können; allein, aus eben dem Grunde sind die hier vor Anker liegenden gegen den Andrang der Wogen, welcher überhaupt an den Küsten von Sumatra heftig ist, wenig geschützt, und kommen bei stürmischem Wetter leicht in Gefahr zu stranden. Gleichwohl war diese Reede mit Fahrzeugen aus vielen östlichen Ländern bedeckt, was mir einen seltenen und unterhaltenden Anblick gewährte. Man sah hier Perser und Araber, Javaner, Malaien,

Malabaren und viele andere Menschenarten, wovon einige eine fast europäische, andere eine schwärzliche, braune, oder gelbe Gesichtsfarbe hatten, und die überdem in ihrer Kleidung, wie in ihren Sitten und Gebräuchen, eine große Verschiedenheit zeigten. Auch die Schiffe selbst wichen in Ansehung der Bauart, des Segel- und Tauwerks, der Flaggen, so wie der Art sie zu behandeln, von den unsrigen außerordentlich ab, und zogen daher meine Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich. Um nur ein Beispiel der Art anzuführen, erwähne ich hier eines Fahrzeuges, welches im Ganzen einer Galeere glich, dennoch aber in vielen Stücken sehr verschieden davon war. Es hatte vorn dieselbe Gestalt, wie hinten, und folglich zwei Steuerruder, so daß es vor- und rückwärts segeln konnte. Es führte fünf kurze, bloßen Baumstämmen ähnliche Masten, die dicht hinter einander standen. Ein jeder derselben wurde nur von zwei Bastseilen an den Seiten gestützt, trug aber an der Spitze eine Menge bunter Bänder, sonderbare Wetterfahnen und Flaggen, welche letztere überhaupt an allen Theilen des Schiffes prangten. Die dreieckig geformten Segel bestanden aus einem Gewebe von Binsen und baumwollenem Garn.

Nicht weit oberhalb Marlborough liegt die Stadt Bencoolen, zu beiden Seiten des Flusses gleiches Namens. Sie ist die ansehnlichste an der südwestlichen Küste der Insel, daher man auch die ganze, ursprünglich aus mehren Staaten bestehende englische Besitzung

nach ihr benannt hat. Zwei Fürsten, welche den Titel „Pangeran" führen, beherrschen diese Stadt, der eine den am rechten, der andere den am linken Ufer gelegenen Theil. Beide leben zwar dem Anscheine nach in Einigkeit, hegen aber im Stillen stets eine gewisse Eifersucht gegen einander, was auch auf die Unterthanen sich erstreckt, so daß nur das Ansehen der Engländer den Ausbruch offenbarer Feindlichkeiten verhinderte. Indeß behauptete der Pangeran des südlichen Stadttheils, wegen der nähern Lage beim Fort Marlborough, jederzeit das Uebergewicht.

Obschon Bencoolen nach den Begriffen, welche der Europäer von städtischer Bauart hat, nur wie ein großes Dorf erscheint, so zeichnen sich doch die Häuser vortheilhaft vor den elenden Hütten aus, die man in vielen indischen Wohnplätzen findet; überdem sind sie dem Klima und dem eingeschränkten Bedürfnisse des dortigen Menschen angemessen. Steinerne Gebäude gewähren zwar in heißen Ländern hauptsächlich den Vortheil, daß die äußere Hitze weniger darin empfunden wird; allein in Sumatra, das den heftigsten Erdbeben ausgesetzt ist, würden sie gefährlich sein, was auch die dortigen europäischen Colonisten manchmal erfahren haben, da sie von der Gewohnheit, ihre Wohnhäuser von Backsteinen aufzuführen, lange Zeit nicht ablassen wollten. Aus dem Grunde sind die Erzeugnisse des Pflanzenreichs weit bessere Baustoffe, als Steine, Ziegel und überhaupt erdige Bestandtheile; und die Einwohner von

Bencoolen wissen den Reichthum ihrer Wälder mannichfaltig zu diesem Zweck zu benutzen. Die sämmtlichen Häuser ruhen auf ungefähr acht Fuß hohen Pfählen, so daß man bequem darunter hinweg, und folglich stets im Schatten gehen kann, eine Bauart, die man auf der ganzen Insel und vorzüglich deßwegen eingeführt hat, weil sie gegen die Ueberfälle wilder Thiere und, da die meisten Wohnörter, zur leichtern Fortschaffung der Waaren, an Flüssen und Seen liegen, gegen Ueberschwemmungen schützt. Die Pfähle sind sauber bearbeitet, und am Kopfe fast wie Säulen geschmückt, daher es dem Europäer um so sonderbarer scheint, daß sie kein Fußgestell, sondern vielmehr oben eine größere Dicke als unten haben, was doch den gemeinsten Regeln der Baukunst zuwider läuft. Dieß ließe sich jedoch entschuldigen, wenn man das Pfahlwerk nicht als auf dem Erdboden ruhende Säulen, sondern — was es doch eigentlich ist, — als eingetriebene verzierte Keile betrachtete. Um in's Haus zu steigen, bedient man sich weder feststehender Treppen, noch Leitern, sondern eines starken Bambusrohres, in welches Kerben eingeschnitten, bisweilen auch Pflöcke eingeschlagen sind. Es wird, so oft Jemand ausgegangen oder angekommen ist, wieder in die Höhe gezogen; daher man von unwillkommenen Besuchen nichts zu fürchten hat. Da die Europäer sich mit einer solchen Stiege nicht gut zu behelfen wissen, so pflegen diejenigen Einwohner, welche mit ihnen Verkehr haben,

hauptsächlich die Gastwirthe, besondere Leitern für sie zu halten. Was die Häuser selbst betrifft, so haben sie nur einen Stock, der aber mehre Kammern enthält. Das Gerippe besteht aus Zimmerwerk. Die Seiten sind fast durchgängig mit Bambusrohr bekleidet, indem man dieses spaltet, auseinander biegt und, mit Steinen beschwert, in der Sonne trocknet, worauf es, zu langen schmalen Bretern geformt, quer an die aufrecht stehenden Balken mit Nägeln befestigt wird. Es sind mir indeß auch Gebäude vorgekommen, deren äußere Wände mit großen viereckigen Platten aus der Rinde gewisser Bäume bedeckt waren. Die innern Scheidewände pflegt man aus dünnen Bambusstäben zu verfertigen, die mit buntgefärbten durchflochten, oder mit zierlichen Matten behängt werden. Den Fußboden bilden starke Stücke Bambus, auf welche man Matten breitet. Auf das Dach, welches die Form eines abschüssigen deutschen hat, verwenden die Bauleute ihre vorzüglichste Sorgfalt, weil der oft lang anhaltende Winterregen das hauptsächlichste klimatische Uebel ist. Als Stoff zur Bedeckung dienen gewöhnlich Palmenblätter, die, nachdem sie gleichförmig zugeschnitten sind, auf den vom Bambus verfertigten Sparren, wie die Ziegel auf unsern Dächern, über einander befestigt und, zur größern Verdichtung, mit erwärmtem Harz überstrichen werden. Eine andere, aber kostbarere Bedachung ist die, daß man aus schwachem Bambusrohr dünne strohartige Stäbe schneidet und

dann, wie das Stroh auf unsern Bauerhäusern, festbindet. Auf gleiche Weise werden bisweilen die den Stamm der Ronupalme umgebenden Fasern verwendet, welche wegen ihrer fast unverwüstlichen Dauerhaftigkeit nie einer Erneuerung bedürfen. Feuerplätze und Rauchabzüge fehlen den Häusern, daher man das Kochen der Speisen und jedes andere des Feuers benöthigte Geschäft auf freier Straße verrichtet. Die Wohnungen der Pangerans, so wie überhaupt der Vornehmen und Reichen, zeichnen sich wenig vor den übrigen aus, nur daß sie in einem größern Maßstabe gebaut und in der Mitte des Stadttheils gelegen sind. Die zu religiösen, gerichtlichen und sonst öffentlichen Handlungen bestimmten Gebäude bestehen bloß in einem Dache, das auf Säulen ruht, und haben daher Aehnlichkeit mit den Schuppen, dergleichen in vielen deutschen Dörfern zum Sammelplatz der Gemeinde dienen. Uebrigens stehen die Wohnhäuser dicht beisammen. Die Straßen haben eine beträchtliche Breite, und die vorzüglichsten laufen nicht, wie in den meisten Städten, die an einem Flusse liegen, mit diesem in gleicher Richtung, sondern gegen denselben, damit alle Einwohner mit leichter Mühe dahin kommen können, weil sie meistens ihre Verrichtungen an den Ufern haben und daselbst alle Bedürfnisse verkauft werden. Hier findet man alle Waaren und Lebensmittel, welche letztere hauptsächlich in Reiß, Früchten und Fischen bestehen, im Freien oder unter aufgespannten Matten aus-

gelegt. Gärten und überhaupt künstlichen Anbau von Gewächsen bemerkte ich nirgends; das einzige, was einigermaßen hiermit in Berührung steht, ist, daß man in einigen Straßen hohe Palmen gesetzt, so wie die ganze Stadt, wahrscheinlich um wilde Thiere davon abzuhalten, mit Hecken der stachligen indischen Feige dicht umgeben hat.

Dieselbe Einfachheit, welche die Häuser bezeichnet, findet großen Theils auch in Hinsicht des Geräthes Statt. Die Hauptstücke sind die Betten. Sie bestehen in Polstern, die auf keinem Gestell, sondern auf dem Fußboden liegen, so wie in Kissen und Decken. An letzteren ist gewöhnlich eine Pracht verschwendet, die mit dem Uebrigen einen auffallenden Abstich macht; denn sie werden aus schönem Zitz, oder guten seidenen Zeugen gefertigt, nicht selten auch durchaus gestickt, und bisweilen an den Kanten mit Figuren von Golddraht, kleinen silbernen Glocken oder minder kostbaren glänzenden Dingen besetzt. Schränke und dergleichen Geräthschaften sind nicht gebräuchlich, indem jedes Haus eine besondere Kammer enthält, worin man die Kleider an den Wänden aufhängt und andere Sachen auf den Fußboden niedersetzt. Eben so wenig gehören Tische und Stühle zu den Bedürfnissen, da die Einwohner von ganz Sumatra die Gewohnheit haben, auf den Fersen zu sitzen. Das Geschirr zum Kochen, zum Essen und Trinken beschränkt sich auf einige eiserne Kessel, irdene Töpfe, Schüsseln, Krüge, Becher, und besondere Gefäße von chinesischem Porzellan, um Betel, Arekanüsse, oder Opium darin aufzusetzen.

6.

Die Einwohner von Bencoolen — Ursprung derselben — äußeres Ansehen — Kleidung — geistige Anlagen und deren Ausbildung — Gewerbe — Gemüthsart — Sprache — Speisen und Getränke — Vergnügungen — herrschende Religion.

Die Einwohner von Bencoolen, so wie überhaupt des ganzen dazu gehörigen Landstriches, sind nicht ursprünglich Eingeborne von Sumatra, sondern stammen von Malacca ab. Ob sie nun schon, als Malaien, in Sprache und Sitten beträchtlich von den ächten Sumatranern abweichen, so konnte ich doch in Hinsicht der körperlichen Beschaffenheit keinen Unterschied wahrnehmen. Der einzige, welcher mir bemerklich war, ist der, daß die Unterthanen des Staates Acheen eine dunklere Farbe haben, weil sie in frühern Zeiten mit afrikanischen Colonieen vermischt worden sind. Dessen ungeachtet weiß jede dieser sumatranischen Völkerschaften die andere bloß am Gesicht genau zu unterscheiden, so wie z. B. die europäischen Völker eine große körperliche Verschiedenheit unter sich finden, obschon in den Augen der Indier alle einander gleichen; denn jeder Himmelstrich erzeugt eine besondere Menschenart, deren

Eigenheiten dem Fremden zu auffällig sind, um ihn die einzelnen Abstufungen erkennen zu lassen. Die Einwohner von Bencoolen sind unter der mittleren Größe, von schwachem Knochenbau, dabei aber wohlgestaltet und kräftig. Sonderbar, daß sie als Menschen, die der Linie so nahe wohnen, eine hellere Gesichtsfarbe, als andere, selbst die der gemäßigten Zone sich nähernden Indier haben; ja, sie übertreffen hierin die untern Volksklassen der Portugiesen und Spanier, so wie die nördlichen Asiaten, und sogar die Bewohner des europäischen hohen Nordens, die Läppländer. Ihre Gesichtsfarbe ist ein Gelb, welches nicht den mindesten Zusatz von Roth hat, und bei denjenigen, die sich der Sonne nicht aussetzen, dergestalt in's blasse fällt, daß man es mit der Farbe eines Erdapfels vergleichen kann. Das Gesicht ist rund, das Auge braun oder schwarz, die Nase platt und die Scheitel etwas zugespitzt; die beiden letzten Eigenschaften sind jedoch nicht natürlich, sondern werden, weil man sie für Schönheiten hält, den Kindern nach der Geburt gegeben, wo bekanntlich die Zartheit der Knochen eine willkührliche Gestaltung derselben erlaubt. Das schlichte Haupthaar zeichnet sich durch besondere Schwärze und Stärke aus; die Männer pflegen es kurz abzuschneiden, dagegen die Weiber es lang tragen, und dessen Wachsthum durch tägliches Anfeuchten mit Oel zu befördern suchen, so daß es bisweilen die doppelte Länge der ganzen Person erreicht. Der Bart fehlt den Männern

gänzlich, weil sie ihn, durch Einreibung mit ungelöschtem Kalk, frühzeitig auszurotten suchen. Die Gesichtszüge dieses Volkes sind, ungeachtet es süß zu lächeln versteht, nicht einnehmend; ja, unsern Engländern schienen die Frauen sogar häßlich.

Was die Kleidung betrifft, so besteht sie bei beiden Geschlechtern aus grobem oder feinen, einfachem oder geblümten baumwollenen oder seidenen Stoffe, je nachdem der Stand, das Vermögen oder die Eitelkeit es bestimmen. Der blauen, gelben und rothen Farbe gibt man den Vorzug vor allen übrigen. Die Männer tragen eine Weste mit stehendem Kragen, die bis an den Hals zugeknöpft wird, und ein weites Obergewand, das einige Aehnlichkeit mit unsern Schlafröcken, aber enge, vom Handgelenk bis zum Ellbogen mit vielen Knöpfen versehene Aermel hat. Statt dieses Gewandes bedienen sich die jungen Leute eines andern, das einem kurzen, bis auf die Hüften reichenden Hemd ähnlich sieht. Die Hosen gehen bis zur Mitte des Schenkels, und lassen die übrigen Theile des Beins unbekleidet. Obschon Einige Sandalen an den Füßen tragen, so gehen doch die Meisten stets barfuß, daher sie, wie alle Völker, die an Bekleidung der Füße nicht gewöhnt sind, die Zehen fast so gut als die Finger gebrauchen können, was ihnen besonders bei Verfertigung des Flechtwerks sehr zu Statten kommt. Den Kopf ziert ein Turban oder, um richtiger zu sprechen, ein weißes oder buntes Tuch, welches um den Kopf

gewunden wird, so daß die Scheitel unbedeckt bleibt; doch setzen Viele bei heißem Wetter, und besonders wenn sie sich der Sonne bloß stellen müssen, einen Strohhut mit breiter Krämpe auf. Um den Leib befestigt man, entweder unter oder über dem Oberkleide, einen seidenen Gürtel. Er dient hauptsächlich, die Seitengewehre, dergleichen alle Männer stets bei sich führen, dazwischen zu stecken, oder daran zu hängen. Diese Waffen sind sehr verschieden, indem sie, den Verhältnissen und dem Geschmack des Besitzers gemäß, die Form eines Säbels, eines Jagdmessers, oder eines Dolches, und bald ein Heft von Gold, bald von Silber, am häufigsten aber von Elfenbein haben; jedoch kommen sie alle darin überein, daß das Heft immer etwas Unnatürliches, gewöhnlich einen menschlichen Körper mit einem Vogelkopfe vorstellt, und die Scheide nur aus Holz verfertigt, obgleich auf mancherlei Art verziert ist. Der Gürtel hat auch noch die Bestimmung, das Schnupftuch dazwischen zu stecken, auch einen Beutel daran zu hängen, welcher Opium zum Rauchen, Betel und Areka zum Kauen enthält, Bedürfnisse, die dem Bewohner von Sumatra unentbehrlich scheinen. Uebrigens gehört zu einem vollständigen Anzuge noch ein Mantel, den man, wenn er nicht angezogen wird, der Länge nach zusammen faltet und von vorn nach hinten über die Schulter wirft, oder um den Leib windet und dann den Gürtel darüber befestigt. Den vorzüglichsten Schmuck der Männer ma-

chen die Knöpfe aus, indem sie nicht selten von Gold, oder mit Golddraht künstlich übersponnen sind. Die Weiber tragen ein die Brust und den ganzen Leib bedeckendes Mieder und darüber einen Rock, welcher oben bis unter die Arme, unten aber bis auf die Füße geht, und mit einer Binde um die Hüften befestigt wird. Diese besteht aus gesticktem Seidenzeuge, und ist vorn mit einem breiten goldenen oder silbernen Schlosse versehen, dessen Mitte gemeinlich ein Edelstein, oder eine erhaben gearbeitete Figur schmückt. Um den Nacken nehmen die Frauen ein Tuch von dünnem Gewebe, dessen Enden ausgezackt, gestickt oder mit Franzen besetzt sind; es dient bisweilen auch als Schleier. Das Schnupftuch tragen sie in der Hand oder, wie die Männer, zwischen der Leibbinde. Mit der Fußbekleidung hat es dieselbe Bewandtniß wie bei den Männern. Der Kopfputz ist künstlich, aber der Willkühr und dem Geschmack eines Jeden zu sehr überlassen, um ihn genau beschreiben zu können. Man weiß die langen Haare sehr geschickt und mannichfaltig um den Kopf zu winden, so wie mit Blumen und Bändern, mit goldenen Nadeln und Kämmen von Schildkröte zu putzen. Zum Schmuck des weiblichen Geschlechtes gehören besonders die goldenen Ohrgehänge, welche oft so stark und mit Edelsteinen so beschwert sind, daß dadurch die Ohrläppchen mehre Zoll herabgedehnt werden. Goldene Ringe oder mit Golddraht gestickte Binden um die Unterarme und Schienbeine dienen zur Be-

zeichnung des jungfräulichen Standes. Unerwachsenen Mädchen pflegt man Münzen, an eine Schnur gereiht, um den Hals zu hängen. Kinder unter fünf Jahren werden gar nicht, oder nur mit einem leichten Obergewand bekleidet, das vorn offen ist; daher man ihnen, im erstern Fall, zur Bedeckung der Schamtheile, einen baumwollenen Schurz, bisweilen ein silbernes Schild um den Leib befestigt. Die Mutter trägt ihr Kind nicht, wie in Europa, auf den Armen, sondern — was weit vorzüglicher scheint, — an der linken Seite in einem Gurt, der die Oberschenkel und Hüften desselben umschließt und an einem Bande über die rechte Schulter der Mutter hängt. Solchergestalt kann das Kleine ungehindert Hände und Füße bewegen, und die Mutter, welche nur den Oberleib desselben mit dem linken Arme gemächlich aufrecht hält, hat den rechten völlig frei und es wird ihr überhaupt das Tragen weniger beschwerlich. Beide Geschlechter haben die Gewohnheit, sich täglich am ganzen Körper mit balsamischen Oelen einzureiben, um der allzu starken Ausdünstung und dem dadurch entstehenden Uebelgeruch vorzubeugen. Eine sonderbare Verschönerung besteht darin, daß sie die Nägel am Mittelfinger und an der kleinen Zehe lang wachsen lassen. Eben so seltsam ist es, daß sie die von Natur sehr weißen Zähne durch Feilen ihrer Glasur berauben, und mittels einer aus Cocosschalen gefertigten Beize schwarz färben. Ueberdem pflegen die Reichen das Zahnfleisch mit Ein=

fassungen von Goldblech zu verzieren, welche man nach Belieben einsetzen und heraus nehmen kann.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Bencoolen wird man gewahr, daß die Einwohner viel Verstandeskräfte besitzen; gleichwohl stehen sie in den Wissenschaften und Künsten auf einer niedrigen Stufe, was um so auffallender ist, da sie beinahe seit zwei hundert Jahren unter den Europäern leben. Das vorzüglichste Hinderniß, welches sich ihrer geistigen Ausbildung entgegen stellt, scheint, wie in den meisten südlichen Ländern, am Klima zu liegen, weil es durch seine Freigebigkeit den Menschen träge und zu Neuerungen abgeneigt macht, so daß er, um unthätig zu sein, gern auf die höhern Bequemlichkeiten des Lebens, welche der Fleiß gewährt, Verzicht leistet. Dazu kommt noch ein stolzer Eigendünkel, der ihren Fortschritten in Künsten und Wissenschaften hinderlich ist. Auch haben sie wenig Gelegenheit sich die Aufklärung der Europäer zum Muster zu nehmen, weil die dortigen sich wenig um die Eingebornen bekümmern, sondern sie bloß als Werkzeuge zur Erreichung ihrer eigennützigen Absichten betrachten. Ueberdem besteht der größere Theil derselben aus ungebildeten Soldaten und Seeleuten, Menschen, die bekanntlich wegen ihrer Neigung zur Trunkenheit und zu andern Ausschweifungen wenig geeignet sind, sich Achtung zu erwerben und zur Annahme ihrer sittlichen und geistigen Eigenschaften aufzumuntern. Ein anderer Umstand, welcher dem Eingang der europäi-

schen Geistesbildung im Wege steht, ist der beständige Wechsel der Moden, weil man hieraus den Schluß zieht, daß alle unsere Erfindungen und Künste wenig innern Werth haben und daher keine Nachahmung verdienen.

Die Einwohner von Bencoolen beschäftigen sich, wie ich schon oben erwähnte, fast durchgängig mit Handel und Schifffahrt, zu welchen Gewerben sie von Natur viel Fähigkeit besitzen. Die Handwerke werden großen Theils von Chinesen getrieben, welche die Engländer dahin gezogen haben. Man findet indessen auch unter den Eingebornen geschickte Goldschmiede, Töpfer, Hornarbeiter; erstere übertreffen im Ziehen des Golddrahtes selbst die europäischen. Auf künstliches Geflecht, auf Holzarbeiten, besonders Schnitzwerk, verstehen sich fast Alle, machen jedoch selten von diesen Fertigkeiten weitern Gebrauch, als ihr eigenes Bedürfniß zu befriedigen. Ueberhaupt verrathen sie bei jedem mechanischen Geschäft, das sie unternehmen, eine vorzügliche natürliche Geschicklichkeit, die oft den Europäer in Erstaunen setzt. Die meisten Weiber können baumwollene und seidene Zeuge weben, so wie künstliche Stickereien, Matten und Teppiche verfertigen.

Das Temperament der Bencoolener ist zwar lebhaft, scheint jedoch mehr zum Ernst, als zur Lustigkeit gestimmt, obschon Jung und Alt Musik und Gesänge liebt, und sich bei jeder Arbeit durch Trällern die Zeit zu verkürzen sucht. Allen Ständen ist eine übertrie-

bene Höflichkeit und die Kunst eigen, jedes Wort mit einem beifälligen Lächeln zu begleiten, was mir mehrmals Veranlassung gab, arglistige Absichten dahinter zu vermuthen, und überhaupt den dort lebenden Engländern, wenn sie den Charakter der Einwohner als heuchlerisch und ränkevoll schilderten, Glauben beizumessen. Der gewöhnliche Gruß besteht darin, daß man, nach oft wiederholtem Verneigen, die Hand des Andern ergreift und nach der Stirn führt. Leute, die in vertraulichen Verhältnissen mit einander stehen, pflegen sich gegenseitig die Hände, das Gesicht oder den Nacken zu küssen, worauf ein Austausch der stets in Bereitschaft gehaltenen Genüsse, des Opiums, des Betels u. s. w., folgt.

Die Sprache, welche in Hinsicht des Wohlklanges viel Aehnlichkeit mit dem Italienischen hat, soll von der reinen malaiischen, d. i. der in Malacca herrschenden, hauptsächlich darin abweichen, daß sie das am Ende der Wörter häufig vorkommende A in ein O verwandelt. Im Schreiben bedient man sich der arabischen Zeichen.

Im Essen und Trinken sind die Meisten sehr mäßig. Das gewöhnliche Getränk besteht in Wasser; doch lieben Viele den Palmenwein, den ich überhaupt in Bencoolen vortrefflicher als irgendwo gefunden habe. Arack und mancherlei starke Getränke aus dem Saft verschiedener Früchte werden mehr für die Fremden bereitet. Was die Speisen betrifft, so genießt man das Fleisch

der Büffel, Rinder, Schafe und Ziegen, jedoch selten, weil diese Thiere, da Bencoolen und die Umgegend weder Ackerbau noch Viehzucht treiben, aus dem Binnenlande herbeigeschafft werden, und daher kostbar sind. Die in vielen Theilen des Landes übliche Sitte, Pferdefleisch zu essen, findet hier nicht Statt. Desto häufiger genießen die Einwohner, außer Fluß- und Seefischen, wilde Eber, Stachelschweine, Hirsche, Hasen, Kaninchen und mancherlei wildes Geflügel, was alles die nahen Wälder im Ueberflusse liefern. Die vorzüglichste Kost besteht in Reiß, indem er bei jeder Mahlzeit, selbst bei Schmäusen, das Hauptgericht ausmacht, obschon er bisweilen hoch im Preise steht, weil er, wie die übrigen durch den Landbau gewonnenen Erzeugnisse, aus der Ferne kommt. Ueberdem bieten die Wälder zu allen Jahreszeiten eine Menge vortrefflicher Früchte dar, so daß man zur Bereitung warmer Speisen nicht genöthigt ist. Diese Früchte umfassen nicht nur fast alles, was der Europäer unter dem Namen „Südfrüchte" versteht, sondern auch andere ihm völlig fremde, die der Insel eigenthümlich angehören.

Da das Kochgeschäft auf freier Straße verrichtet wird, so hatte ich mehrmals Gelegenheit, das dabei übliche Verfahren zu beobachten. Gewöhnlich baut sich die Köchinn eine Art Kamin aus Ziegeln oder Steinen, welche sie in zwei Reihen über einander legt. Zwischen denselben macht sie das Feuer an, und oben

quer darüber setzt sie die Kessel oder Töpfe. Dreifüße und Roste gebrauchen nur die Reichen. Um Gebratenes oder Gebackenes zu bereiten, macht man eine kleine Höhle von Steinen, überschüttet sie dicht mit Erde, und zündet dann ein stark hitzendes Feuer darin an, worauf die Asche heraus gekehrt, das Gericht hinein geschoben, und die Oeffnung wohl verstopft wird. Das Gericht bleibt so lange unberührt, bis es die Köchinn nach Verlauf einer gewissen Zeit, welche sie genau berechnet hat, fertig wieder herausnimmt. Sie schneidet stets das vorher von den Knochen befreite Fleisch in kleine Stücke, und richtet überhaupt jede Speise dergestalt zu, daß sie bei Tische keiner Zerlegung bedarf. Auf die Bereitung des Reißes wird vorzügliche Sorgfalt gewendet. Wenn er fertig ist, muß er eine milchweiße Farbe haben; die einzelnen Körner müssen unzerkocht, völlig trocken und dennoch gehörig weich sein. Die Kunst dieß zu bewirken, scheint auf dem richtigen Maße des dazu genommenen Wassers, und auf der gleichförmigen Unterhaltung eines gelinden Feuers zu beruhen. Uebrigens werden die meisten Speisen auf einerlei Art bereitet, nämlich mit gewissen Gewürzen, worunter Cayenne-Pfeffer, Cardamom, Turnerik und Knoblauch die hauptsächlichsten sind. Beim Essen selbst pflegt Jeder den ihm zukommenden Theil noch besonders mit dieser oder jener Gattung beliebig zu vermischen. Ueberhaupt hängt das Gepränge

bei der Tafel vorzüglich von der Mannichfaltigkeit und Menge des Gewürzes ab.

Was die Tischgebräuche betrifft, so will ich die Mahlzeit, die in meiner Gegenwart ein Gastwirth und seine Familie hielt, umständlich beschreiben. Man legte mitten in die Stube ein bunt gemaltes Bret, welches die Form eines Kaffeebretes hatte, und setzte die vor dem Hause angerichteten Speisen, nämlich eine große Schüssel Reiß und eine kleinere, mit Fleisch gefüllt, darauf. Das Geschirr bestand aus Töpferzeug. Die ganze Hausgenossenschaft kam nun herbei, wusch sich unter seltsamen religiösen Geberden, und nahm dann, einen Kreis bildend, Platz um die aufgetragenen Gerichte. Die Kinder, sammt einigen Dienstleuten, ließen sich auf die Fersen nieder. Vater und Mutter nahmen aber eine noch sonderbarere Stellung an, indem sie auf der linken Hälfte des Hintern ruhten und, die Beine nach der rechten Seite eingezogen, sich auf den linken Arm stützten. Sie schöpften dann, mittels hölzerner Spatel, etwas von den Gerichten in besondere Näpfchen für sich heraus, und würzten es nach ihrem Geschmack. Dem jüngsten Kinde reichten sie seinen Theil in einer kleinen Cocosschale. Die Uebrigen mußten gemeinschaftlich aus den Schüsseln essen, und sich mit der Würze begnügen, die den Speisen bei der Zubereitung beigemischt war. Außer jenen zum Vorlegen bestimmten Spateln gab es keine besondern Werkzeuge zum Essen. Jeder ergriff mit den Fingern das Fleisch,

und eben so den Reiß, welchen man mit dem Daumen sehr geschickt in den Mund zu werfen wußte. So oft man einen Bissen zu sich genommen hatte, wurden die Finger in den kleinen Wassergefäßen, die zu diesem Zweck umherstanden, abgespült. Man aß übrigens äusserst schnell, und ohne dabei viel Worte zu wechseln. Ein Trunk Wasser beschloß das Mahl; und dann machte sich Einer nach dem Andern auf die Seite, um zu schlafen. Nur der Hausvater hielt Stand, indem er sich am Opiumrauchen ergötzte. Hierbei muß ich bemerken, daß man das zu kleinen Kugeln geformte Opium aus dünnen Schilfröhren raucht; der Dampf wird entweder verschluckt, durch die Nase herausgestoßen, oder so lange im Munde behalten, bis er sogar durch die Augen und Ohren hervordringt.

Von den Arten sich zu vergnügen sind mir bloß Ballspiele, so wie auch ein Hahnengefecht vorgekommen. Die letztere grausame Belustigung fand auf einem freien, mit Schranken umgebenen Platze Statt, hinter welchen eine große Menge neugieriger Zuschauer stand. Die Kämpfer waren mit eisernen Spornen bewaffnet, die einer Säbelklinge glichen. Sie fochten lang und hartnäckig, aber keiner trug den Sieg davon, indem sie alle, mit Wunden bedeckt, fast zu gleicher Zeit niederstürzten. Dieß hatte wenigstens das Gute, daß die Besitzer der Thiere ohne die Streitigkeiten von einander schieden, die sonst das Nachspiel solcher Gefechte

sind, weil man diese immer mit bedeutenden Wetten verbindet.

Von den übrigen Sitten der Einwohner in Bencoolen kann ich nichts anführen, weil ich, wegen meines kurzen Aufenthaltes unter ihnen, nur dasjenige bemerkte, was dem Fremden am meisten in die Augen fällt. — Die herrschende Religion ist die muhamedanische; ich habe aber, außer einigen zum Gottesdienste bestimmten Gebäuden oder Moscheen, so wie der Gewohnheit der Einwohner, sich täglich zu gewissen Zeiten zu waschen, und der großen Ehrerbietung, welche sie den Begräbnißplätzen erweisen, nichts wahrgenommen, was den entferntesten Bezug darauf hat.

7.

Es findet auf dem Wexford ein Wechsel der Mannschaft Statt. Der üble Einfluß, den das Klima von Bencoolen auf uns äußert, gibt Anlaß, daß wir so bald als möglich wieder in See zu kommen suchen. Unsere Fahrt durch die Straße von Sunda. Ankunft im Sundasee, wo uns chinesische Junken begegnen — kurze Beschreibung solcher Schiffe, nebst Bemerkungen über die Schifffahrt der Chinesen. Malaiische Fahrzeuge. Wir kommen durch die Straße von Banca. In der Nähe der Linie erhebt sich ein starkes Gewitter, das aber glücklich vorübergeht, worauf wir das chinesische Meer schnell durchschiffen. An der Küste von Cochinchina erhalten wir Zuspruch von dortigen Einwohnern — ihre Gestalt und Kleidung — ihre Kähne.

Ich komme nun zu unserem Wexford zurück. Nach der Ankunft in Bencoolen schifften sich die unter der Mannschaft befindlichen Indier aus, um nach ihrer Heimath zurückzukehren. Es hielt jedoch nicht schwer, sie durch andere zu ersetzen, weil die indischen Seeleute gern auf englischen Schiffen dienen. Da die meisten eben so wenig Kenntniß von der europäischen Schifffahrt, als von der englischen Sprache hatten, so konnte man sie Anfangs wenig bei der Arbeit gebrauchen. Sie begriffen jedoch beides erstaunlich schnell, obschon ihre Aussprache des Englischen, weil die kräftigen, aber rau=

hen Töne desselben ihrem Organ schwer fielen, lange Zeit ein unverständliches Lallen war. Unter den Neugeworbenen befand sich auch ein so genannter Kakerlak oder weißer Neger. Seine Hautfarbe war ein schmutziges Weiß, ohne alle Beimischung von Roth, weßhalb wir Europäer ihn scherzweise den todten Mann nannten.

Die europäische Mannschaft des Schiffes, welche Bencoolen bei vollkommener Gesundheit erreicht hatte, begann nach einem kurzen Aufenthalte daselbst großen Theils zu kränkeln, obschon der dortige Gouverneur es an nichts fehlen ließ, was zur Erhaltung derselben beitragen konnte, indem er uns z. B. täglich mit köstlichen Früchten, frischem Büffel- oder Rindfleisch, oder wildem Geflügel reichlich versorgte. Die Ursache des Uebelbefindens schrieb man nicht den auf der Reise ausgestandenen Beschwerden, sondern einzig dem Klima des Landes zu, weil dieses, als Insel und wegen seiner hohen Berge und dichten Waldungen, zwar keiner übermäßigen Hitze, desto mehr aber den schädlichen Dünsten ausgesetzt ist, welche nach Sonnenuntergang aus den vielen Sümpfen aufsteigen, und gewöhnlich erst gegen zehn Uhr Morgens verschwinden, so daß man sich, ohne warme Kleidung, in der feuchtkühlen Nachtluft sehr schauerlich fühlt. Wir suchten daher unsere Geschäfte so viel als möglich abzukürzen, und setzten am 14. Mai die Reise weiter fort.

Wir schifften, längs den Küsten, südwärts nach

der Straße von Sunda hin, die wir auch, obschon der Seewind entgegen war, durch Hülfe der starken Landwinde am 19. erreichten. Hierbei ist zu bemerken, daß es, in Hinsicht des Windes, mit den Inseln im indischen Meere dieselbe Bewandtniß, wie mit den westindischen hat, worüber ich im IV. Bändchen, Seite 18. f. gesprochen habe. Die Monsoons umwehen, wie dort der Ostpassat, am Tage die Inseln dergestalt, daß sie die Küsten überall von der Seeseite bestreichen, sich jedoch in ihrer Nähe beim Einbruche der Nacht legen, während welcher die Luft vom Lande nach dem Meere strömt.

Unsere Fahrt durch die genannte Straße hatte viel Angenehmes. Die Luftwärme war gemäßigt, das Gewässer ruhig und in Hinsicht der Lebhaftigkeit mit dem britischen Kanal zu vergleichen, indem uns hier, außer mehren europäischen und amerikanischen Schiffen, unzählige indische begegneten. Ueberdem gewähren die überall zerstreut liegenden Inseln, wovon einige bloß steile kahle Felsen, andere niedrig und mit Gesträuchen, oder hohen Bäumen bewachsen sind, einen unterhaltenden Anblick. Hierzu kommen noch die reizenden Ansichten von Java und Sumatra, obschon die Küsten, auf dieser Seite, an vielen Stellen sehr niedrig, voll von Morästen und nicht selten in Dünste gehüllt sind.

Nach dem Eintritt in die Sundasee, der am 20. Statt fand, begegneten uns zwei von Batavia kommende chinesische Seeschiffe oder, wie die Europäer sie

nennen, Junken, welche, wegen ihrer seltsamen Bauart und weil ich noch keine gesehen hatte, ein auffallendes Schauspiel für mich waren. Solche Schiffe haben eine Größe von hundert bis zwei hundert Lasten. Der Boden derselben ist flach. Sowohl das Vorder- als das Hintertheil ruht auf ausgeschweiften Balken, und ragt, über dem Wasser schwebend, weit hervor. Hinten über dem Steuer befindet sich eine Art Kajüte. Die Masten sind aus dem Ganzen; jeder wird nur von zwei aus Roting gefertigten Tauen gehalten, die man auf der Windseite befestigt. Das Bugspriet steht nicht, wie es der Sache gemäß ist, gerade vorn heraus, sondern etwas nach der rechten Seite hin. Uebrigens ist alles Holzwerk sehr grob gearbeitet. Den innern Theilen pflegt man einen rothen Anstrich zu geben, den äußern einen schwarzen oder weißen, und an den Bug sind jederzeit zwei Augen gemalt. Was die Segel betrifft, so führen der Fock- und große Mast zwei viereckige, wovon die untern eine größere Höhe als Breite, die obern aber ein entgegen gesetztes Verhältniß haben. Der hinterste Mast hat nur ein einziges Segel; es sieht dem Besaan auf den europäischen Schiffen ähnlich. An dem Stage, das vom Fockmast nach dem Bugspriet herab geht, läuft ein dreieckiges, welches den Stagsegeln der Europäer nahe kommt. Am Bugspriet befindet sich eine Blinde. Die beiden Untersegel (des Fock- und großen Mastes) bestehen aus schmalen Matten, die man der Breite nach und, um

ihnen eine größere Festigkeit zu geben, dergestalt zusammen heftet, daß zwischen zweien ein Bambusrohr eingesetzt ist. Es leuchtet ein, wie unbehülflich und schwer solche Segel sind, daher man auch, um sie aufzuziehen, bei jedem Mast einige Winden anbringen muß, obschon die chinesischen Fahrzeuge sehr starke Mannschaften haben. Das übrige Segelwerk ist von grobem baumwollenen Zeuge verfertigt. Viele Junken haben keine Anker von Eisen, sondern von schwerem harten Holze. Auch ist selten eine mit Compassen versehen, indem man meistens, längs den Küsten steuernd, sich nach den Spitzen des Landes, oder, wenn dieses aus dem Gesichte verschwindet, nach dem Stand der Sonne und der Sterne richtet. Eben so gebricht es an Seecharten und noch mehr an schriftlichen Wegweisern, weßhalb die Schiffer sich die nöthige Kenntniß von der Lage der Länder, den Tiefen des Meeres und von allem, was auf ihr Gewerbe Bezug hat, durch eigene Erfahrung erwerben müssen. Wenn ich nun der Beschreibung dieser Junken noch hinzu füge, daß sie die vorzüglichsten chinesischen Schiffe, und sogar die zum Krieg bestimmten, welche übrigens nur zehn bis zwölf Vierpfünder führen, von derselben Beschaffenheit sind; so können meine Leser leicht den Schluß ziehen, daß die Chinesen, ob sie schon in mancherlei Künsten sich vortheilhaft auszeichnen, dennoch in der Schifffahrt auf einer niedrigen Stufe, selbst hinter vielen asiatischen

Völkern sich befinden, und überhaupt nicht die Fähigkeit besitzen, weite Seereisen zu unternehmen.

Die vielen malaiischen Fahrzeuge, welche wir von Zeit zu Zeit erblickten, zeichneten sich durch eine weit bessere Bauart und besonders durch außerordentliche Schnelligkeit aus. Ueberhaupt sind die Malaien geschickte und kühne Seeleute, die bedeutende Reisen unternehmen, was schon der Umstand beweis't, daß ihre Sprache sich weit in die Südsee verbreitet hat. Sie treiben aber auch viel Seeräuberei. Diejenigen, welche die Ostküste von Sumatra bewohnen, sind in dieser Hinsicht am meisten berüchtigt; sie sollen den Chinesen sehr gefährlich sein, ja, schon manchmal, da ihre Galeeren eben so schnell rudern als segeln, bei einer Windstille die größten europäischen Kauffahrer überfallen und genommen haben. Ein solches Raubschiff stieß uns an der Südwestseite von Banca auf; allein die Flüchtigkeit desselben und die Nebel an der sumatranischen Küste, wohin es seinen Lauf nahm, entzog es bald unsern Blicken.

Am 23. erreichte der Wexford die Straße zwischen den Inseln Banca und Borneo, durch die er mit großer Schnelligkeit kam, weil der Südostmonsoon gerade hindurch und sehr heftig wehte. Aber am 25., wo wir der Linie nahe waren, verstummte plötzlich der Wind. Windstillen sind zwar bei der Annäherung an die Linie keine seltenen Erscheinungen, sondern gewöhnlich Vorboten des in der entgegen gesetz-

ten Zone herrschenden Windes; allein wir wurden bald gewahr, daß die gegenwärtige von ganz anderer Bedeutung sei, und entweder ein Gewitter oder einen Orkan verkündige, die beide den indischen Gewässern so eigen sind. Es entstand, obschon gegen Abend, eine Hitze, dergleichen wir auf der ganzen Reise noch nicht empfunden hatten, und am nordöstlichen Horizont stieg ein schwarzes, sich schnell verbreitendes Gewölk auf, während das Meer in eine wilde Bewegung gerieth. Die Mannschaft traf eiligst alle Vorkehrungen, welche die Vorsicht in solchen Fällen gebietet, zumal da wir uns auf allen Seiten dem Lande so nahe befanden. Es verging indeß keine Viertelstunde nach dem ersten Erscheinen der düstern Wolke, als diese über uns stand, und das Ungewitter mit allen seinen Schrecknissen ausbrach. Die ersten Windstöße waren so gewaltig, daß sie unser Schiff, ungeachtet man alle Segel eingezogen und die Stängen gestrichen hatte, völlig auf die Seite warfen; die Wellen stürzten darüber hin, und es schien, als ob unser Untergang beschlossen sei. Aber nach einigen Sekunden erfolgte ein von fürchterlichem Donner begleiteter Blitz, und dann ein Regenguß fast ohne allen Wind; und nachdem das ganze Gewitter ungefähr zehn Minuten gedauert hatte, trat in der Luft wieder eine völlige Stille und eine große Heiterkeit ein, so wie auch das Meer sich beruhigte.

In der folgenden Nacht war der Himmel hell gestirnt, obschon die Windstille bis gegen Morgen dau=

erte. Um diese Zeit erhob sich der Südostmonsoon noch einmal, und führte uns in kurzem durch die Linie. Gegen Abend drehte er sich plötzlich nach Südwesten, und verwandelte sich also in denjenigen Wind, welcher den nördlichen Theil des indischen Meeres in den Monaten April bis September beherrscht, d. i. in den Südwestmonsoon.

Mit diesem höchst günstigen Luftstrom durchschnitten wir schnell das chinesische Meer, und näherten uns dem Ort unserer Bestimmung. Während der ganzen Fahrt ereignete sich wenig Merkwürdiges. Auf einer der kleinen Inseln, die an der Nordwestseite von Borneo liegen, bemerkten wir eine große Verheerung, die ein Orkan in den Gehölzen angerichtet hatte. Nach der Aussage einiger malaiischen Schiffe fand derselbe am 22. und zwar längs der ganzen Westküste von Borneo Statt. Sonderbar, daß wir, obschon an diesem Tage sehr nahe bei der Insel, nichts davon empfunden hatten, dagegen war dort das fürchterliche Gewitter, das uns am 25. traf, eben so wenig wahrgenommen worden. — Als wir an der langen Reihe von Klippen und Inseln, welche vor den Küsten von Cochinchina sich hinzieht, vorüberschifften, kamen an einem stillen Morgen einige Einwohner in kleinen Fahrzeugen herbei, um uns Früchte zu verkaufen. Sie verlangten keine Bezahlung in Geld, sondern überließen uns für ungefähr zwei Metzen groben Salzes (das man aus den ledigen Fleischfässern gesammelt, und nachher gewaschen und getrocknet hatte,) den größ-

ten Theil ihrer Ladung, so daß die ganze Mannschaft sich daran erquickte. Jene Leute glichen in Ansehung des Körperbaues den Chinesen. Die Kleidung derselben bestand bloß in blauen, baumwollenen Hosen, und in Strohhüten. Ihre Kähne waren aus Bambusrohr, wie Korbwerk geflochten, und an der innern und äußern Seite mit einem Kitt überzogen, der ihnen eine große Festigkeit und Dichtheit gab. Dieser Kitt wird, wie unsere Malaien versicherten, von Muschelkalk und einem gewissen Harze bereitet, welches flüssig aus den Bäumen quillt, nachher aber sich verdickt und im Wasser unauflösbar ist.

8.

Der Wexford langt vor dem Meerbusen von Canton an, wo er von chinesischen Kriegschiffen in Empfang genommen wird — Bemerkung über die Unannehmlichkeiten, welche die Europäer in China zu ertragen haben. Ankunft auf der Reede von Macao — Beschaffenheit derselben. Fortsetzung der Fahrt nach Canton. Erreichung des Flusses Tuho, an welchem diese Stadt liegt — Die Forts an der Mündung. Ansicht der Ufer und innern Gegenden — Mühlwerke — ein Triumphbogen — Palankine — Thürme — Gräber. Man ankert, um die Rückkehr der Fluth zu erwarten, bei einem jener Thürme — die dort befindlichen Anstalten zum Fischfang, und sonstiges Verfahren dabei.

Am 8. Juni, bei Sonnenaufgang, verkündigten uns die Matrosen auf dem Vormast die Nähe von China, was die Mannschaft in große Freude versetzte, und meine Erwartung von den Dingen, die da kommen sollten, auf das höchste spannte. Gegen Mittag konnte man das Land zu beiden Seiten des Meerbusens von Canton deutlich erkennen. Es nimmt sich in der Ferne nicht gut aus, da es niedrig, an der Küste sandig und diese meistens hinter Klippen und unbebauten Inseln versteckt ist, wovon einige, weil sie von seeräuberischem Gesindel bewohnt werden, bei den Europäern „La=

dronen" heißen, und nicht mit den spanischen Ladronen oder Marianeninseln zu verwechseln sind. Als es dunkel wurde, befanden wir uns nicht weit von der Halbinsel Macao, am Eingange in den genannten Meerbusen. Wir legten dann bei, um uns nicht den Gefahren auszusetzen, welche den Seefahrer zur Nachtzeit an den Küsten bedrohen.

Es ist bekannt, daß die Europäer in China von dem Augenblick an, wo sie es erreichen, bis zu demjenigen, wo sie es wieder verlassen, wie Gefangene behandelt werden, und fast bei jedem Schritt auf Hindernisse stoßen, welche ihnen die lästige Umständlichkeit und das übertriebene Mißtrauen der Einwohner in den Weg legen. Diese Unannehmlichkeiten fangen gewöhnlich an, sobald ihre Schiffe auf der Reede von Macao, wo sie zuerst landen müssen, die Anker fallen lassen. Bei uns fanden sie noch früher Statt. Wir hatten kaum beigelegt, als drei bewaffnete Junken aus dem Meerbusen kamen, die uns streng ausfragten, worauf die eine zurücksegelte, um unsere Ankunft zu melden, und uns den Paß zur Einfahrt, so wie auch einen Lootsen zu besorgen. Die beiden andern blieben uns die ganze Nacht zur Seite, um, gleich Spionen, jede unserer Bewegungen zu beobachten. Ich konnte nicht umhin, mich über den stolzen Briten zu verwundern, der, obschon er der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben sucht, sich dennoch gehorsam in den Willen der Chinesen fügt, eines Volkes, das ungeachtet seiner

ungeheuern Masse nicht vermögen würde, irgend einer Macht Europa's zu widerstehen, wenn es nicht durch einige tausend Meilen von diesem Erdtheile getrennt wäre. Es war in der That lächerlich anzusehen, daß unser Wexford, der auf offenem Meere ein ganzes Geschwader von Junken nicht geachtet hätte, jetzt von zwei solchen elenden Fahrzeugen sich gleichsam in Beschlag nehmen ließ.

Die beiden Kriegschiffe führten uns mit Tagesanbruch nach der Reede von Macao. Sobald wir hier geankert hatten, eilte ein Mandarin in einer mit vielen Rudern versehenen Gondel herbei, der uns abermals mit Fragen behelligte, und sodann mit zwei kleinen Wachbooten umgeben ließ. Dieser Mandarin, wie ich ihn nannte, war eigentlich der Hafenmeister; allein die Europäer pflegen allen chinesischen Staatsbeamten, ungeachtet es in der Landessprache für jeden eine bestimmte Benennung gibt, ohne Unterschied jenen Titel beizulegen, was sie von den Portugiesen, der ersten europäischen Nation, die China besuchte, angenommen haben.

Den chinesischen Booten, welche den Schiffen frisches Fleisch, Fische oder Früchte brachten, durften wir zwar abkaufen, mußten jedoch alles mit baarem Gelde bezahlen. Spanische Thaler und englische Guineen wurden von den Handelsleuten gern genommen. Beim Wechseln erhielt man lauter Kupferstücke zurück, welche in der Mitte ein viereckiges Loch haben, um sie an=

reihen zu können. Sie sind die einzige in China gebräuchliche Münze, und werden von den Engländern „Cash (Kåsch)“ genannt, was eigentlich jedes Geld bedeutet. Die übrigen Europäer haben dieses Wort unter verschiedenen Abänderungen in ihre Sprache aufgenommen; die Deutschen pflegen „Kas“ oder „Kasche“ zu sagen.

Den Portugiesen, welche aus Macao kamen, um Neuigkeiten von uns zu erfahren, wurde die Annäherung von den Wächtern untersagt, daher wir bloß einige Worte durch das Sprachrohr mit einander wechselten. Man sieht hieraus, daß diese Nation, ungeachtet der ihr ertheilten Vorrechte, gänzlich von dem Willen der Eingebornen abhängt.

Die Reede, welche den Namen „El Taypa“ führt, wird von vier Felsen gebildet, die einen so sichern Ankerplatz gewähren, daß man selbst vor Orkanen geschützt ist. Es lagen hier, außer einigen portugiesischen Schiffen, worunter auch ein Kriegschiff war, viele große chinesische Junken vor Anker, und Boote durchkreuzten sich in allen Richtungen. Von der Stadt bekamen wir wenig zu Gesicht, weil sie auf der Stelle, wo unser Wexford sich befand, von einem jener Felsen verdeckt ist. Doch sahen wir sehr deutlich einen Theil der so genannten schwimmenden Stadt, d. i. derjenigen Fahrzeuge, welche von Chinesen wie Häuser bewohnt werden. Da man dergleichen, und zwar in weit größerer Menge, auch bei Canton findet, so will

ich das Merkwürdigste davon weiter unten mittheilen, wo ich überhaupt alle die mir vorgekommenen chinesischen Hafen- und Flußfahrzeuge, welche der Europäer insgesammt „Schampanen" nennt, nach einander beschreiben werde.

Am vierten Tage unseres Aufenthalts in Macao kam ein Lootse, begleitet von einem Abgeordneten der englischen Factorei, aus Canton bei uns an. Sie brachten uns den Paß zur Einfahrt mit. Da gerade die Fluth eingetreten, und der Wind südlich war, so drang man in den Lootsen, das Schiff ungesäumt aufwärts segeln zu lassen. Er bequemte sich dazu, nachdem er ein angezündetes Schiffchen von Goldpapier in das Wasser geworfen, und vor dem Bilde seines Schutzgottes Räucherkerzen niedergesetzt hatte, ein religiöser Gebrauch, ohne welchen kein Chinese ein Geschäft von einiger Bedeutung unternimmt.

Wir steuerten, ohne weitere Hindernisse zu erfahren, zwischen dem linken Ufer des Meerbusens und den in der Mitte gelegenen Inseln hin. Von dem Lande konnte man wenig sehen, weil es von der Fluth überschwemmt war. Während der Nacht lagen wir bei einer kleinen Insel vor Anker.

Am folgenden Morgen führte ein heftiger Südwind, obschon die Ebbe eingetreten war, unser Schiff in kurzem nach dem Flusse Tuho oder Taa (von den Portugiesen Tigris genannt), an welchem, ungefähr acht deutsche Meilen oberhalb der Mündung, die Stadt

Canton liegt. Die Mündung ist schmahl, da der Fluß von zwei Bergen eingeengt wird, die sich über das angränzende Land beträchtlich erheben. An dem zur Rechten steht, von Bäumen umgeben, ein niedriges Fort auf einer Insel. Hier kam ein Mandarin mit mehren Soldaten auf das Schiff, um dasselbe nach seiner Bestimmung zu geleiten. Ein zweites und drittes Fort befinden sich, nicht weit von dem ersten, auf waldigen Anhöhen an der entgegen gesetzten Seite des Stroms. Wir begrüßten jedes beim Vorüberfahren mit sieben Kanonenschüssen, welche, nach chinesischer Sitte, mit dreien erwiedert wurden.

Sobald man die Festungen im Rücken hat, erweitert sich der nun fortwährend mit Inseln bedeckte Strom; die Ufer werden flach und gestatten eine freie Aussicht über die angränzenden Landschaften. Es stellte sich nun unsern Blicken ein Schauspiel dar, das meine ganze Aufmerksamkeit erregte. Denn es gibt wohl nirgend, als in China, eine solche Mannichfaltigkeit von Gegenständen, die der Europäer von denen seines Vaterlandes abweichend, und auch dann noch neu findet, wenn er früher viele Gegenden der Erde durchreis't hat. Zwar tragen alle nicht europäische Länder ein von unserem Erdtheil verschiedenes Gepräge, das ihnen vom Menschen bis zum Wurm, vom Baum bis zum Grashalm herab aufgedrückt ist; allein, sie sind entweder von ungebildeten Völkern bewohnt und der Natur überlassen, oder haben durch den Einfluß euro=

päischen Kunstfleißes ein unserem Erdtheil ähnliches Ansehen erhalten. In China hingegen scheint nicht nur die Natur nach besondern Gesetzen zu Werke gegangen zu sein, sondern auch die weit vorgeschrittene Kunst hat einen ganz eigenthümlichen Weg eingeschlagen.

An den Ufern des Flusses findet sich eine ununterbrochene Reihe von Reißfeldern, welche zur steten Bewässerung mit unzähligen Gräben und Kanälen durchschnitten sind. Die niedrigern überschwemmt die Fluth, daher man sie mit Cypressen eingefaßt hat, deren weit um sich greifende Wurzeln das Fortschwämmen des Erdreichs verhindern. Hier und da sahen wir die Landleute in kleinen Nachen auf den Kanälen fahren, und auf den Aeckern bis an die Kniee im Schlamm waden, um sich der vom Strome zurückgelassenen Fische oder Krabben zu bemächtigen. Damit ihnen hierin die herumfliegenden wilden Enten nicht zuvorkommen möchten, erhoben sie von Zeit zu Zeit ein lautes Geschrei, oder schlugen an ein so genanntes Gungung, ein lärmendes, unsern Becken ähnliches messingenes Instrument, das von den Chinesen bei unzähligen Gelegenheiten gebraucht wird. — Tiefer im Lande wechseln Hügel und Thäler, volkreiche Flecken und Dörfer, einzelne Wohnungen und Opferhütten mit Wäldern ab, die aus mannichfaltigen Gewächsen, vorzüglich aber aus Kampher-, Bambus-, Talg- und Maulbeerbäumen bestehen. Häufig sieht man auch

Mühlwerke; sie sind meistens, auf eine sehr einfache Art, aus Bambusrohr zusammengesetzt. Ungefähr zwei Meilen von der Mündung prangt, auf einer Anhöhe, ein großer Triumphbogen, dergleichen die Chinesen zum Andenken an wichtige Begebenheiten errichten. Auf den Landstraßen erblickten wir bald Reisende, zu Fuß oder auf Eseln, und meistens mit großen Sonnenschirmen, bald Palankine, worin sich vornehme Herrn von zwei, vier oder acht Männern tragen ließen; auch kam ein zweirädriger, von einem ausgespannten Segel getriebener Karren, den der Führer mittels einer nach hinten gekehrten Deichsel lenkte, zum Vorschein. Die hohen Thürme, bei welchen man auf der Fahrt nach Canton vorbeikommt, zeigen sich schon in weiter Ferne; sie sind achteckig und bestehen aus neun Absätzen, auf deren oberstem ein Drache, oder sonst ein Geschöpf der Einbildung steht. Solche Thürme sollen im ganzen Lande zahlreich vorhanden sein, und zur Abmessung der Wege, so wie zur schnellen Verbreitung wichtiger Nachrichten dienen; die hierzu gebrauchten Zeichen werden nur von den Mandarinen verstanden. Wiewohl nun aber alle diese Ansichten, verbunden mit der ungemeinen Lebhaftigkeit auf dem Strome, den Fremdling ergötzen, so wird doch seine Freude durch die Erinnerung an die Nichtigkeit dessen, was er wahrnimmt, sehr herabgestimmt, weil sich ihm allenthalben eine ungeheure Anzahl von Gräbern darstellt, welche, da sie unverletzlich sind, sich so angehäuft

haben, daß sie bedeutende Landstrecken einnehmen. Sie liegen an nackten, traurig gestalteten Erdhügeln, welche die Sonne ganz weiß gebrannt und fast versteinert hat; auf einigen stehen jedoch einzelne Tannen, Fichten, Weymouth-Kiefern, oder andere harzige Bäume, so wie auch aus den Ritzen und Spalten Gewächse hervorragen, dergleichen man bei uns an den Felsen und den Mauern alter Gebäude findet.

Bei dem ersten der erwähnten Thürme, wo großes Geschütz aufgepflanzt ist, mußten wir ankern; denn es läuft dort quer über den Fluß eine Sandbank, von den Seeleuten „Bar" oder „Barre" genannt, über welche die größern Schiffe nur mit Hülfe der Fluth, zur Zeit ihres höchsten Standes, fahren können. Den ganzen Abend und auch die Nacht hindurch, die wir auf diesem Platze zubrachten, gewährten uns die Fischer eine angenehme Unterhaltung, indem sie sich hier in großer Anzahl versammeln, um die von der Fluth herbeigeführten Fische, welche selten über die Barre hinaus gehen, aufzufangen. Die Arten des Fischfangs sind mancherlei. Da sich vor den Ufern Scheren, d. i. von ihnen getrennte Sandbänke befinden, so umgibt man dieselben, wenn sie während der Ebbe trocken sind, mit Pfählen, welche mit Netzen von schwarz gefärbtem starken Garn umzogen werden, doch so, daß eine geräumige Oeffnung bleibt. In die Mitte wird altes Fleisch, oder sonst ein anlockender Köder gethan. Wenn nun die Fische mit der Fluth

herbeikommen, so schwimmen sie, von der Lockspeise angezogen, schaarenweise in den eingeschlossenen Raum, den aber der Fischer, indem er nach einiger Zeit an den Pfählen des Eingangs ein mit Blei beschwertes Netz hinab läßt, völlig verschließt. Nach dem Ablaufe des Wassers nimmt er mit leichter Mühe seine Beute heraus, die nicht selten so reich ist, daß sie mehre Boote füllt. Eben so werden gewisse Körbe aus Bambusstäben dergestalt vor dem Strande hingelegt, daß die daran hinstreichenden Fische gleichsam in eine Bucht gerathen, welche man vor Anfang der Ebbe mit ähnlichen Körben verstopft. Diese beiden Arten der Fischerei gewähren unter allen die meisten Vortheile. Allein, die dazu erfoderlichen Plätze müssen erkauft werden, und sind mit schweren Abgaben belastet. Daher die ärmern Fischer mitten im Strom ihr Geschäft betreiben, wobei sie auf verschiedene Weise verfahren. Einige gebrauchen große, an zwei Bambusstäben befestigte Hamen, dergleichen sich auch die chinesischen Seeleute auf dem Meere bedienen; andere kreuzen mit zwei Booten umher, zwischen welchen ein Netz befestigt ist. Aale und einige andere Fische fangen sie mit Grundangeln, an welche Würmer oder kleine Krabben gesteckt sind. Während der Nacht zündet man in den Kähnen ein flammendes Feuer an, weil einige Gattungen Fische die Eigenheit haben, darnach zu springen, und daher sich von selbst ihren Feinden überliefern.

9.

Ankunft bei der Insel Wampo, dem Ankerplatze der nach Canton bestimmten europäischen Schiffe — Angabe der damals dort befindlichen. Wir werden unter die Aufsicht einiger chinesischen Beamten gestellt — Function derselben. Es führen sich zwei Chinesen als die Geschäftbesorger der englischen Schiffe, der Fiador und Comprador genannt, bei uns ein. Man erbaut uns auf der Insel Wampo eine Niederlage — Beschaffenheit und Benutzung derselben. Zahlreiche Besuche von chinesischen Schneidern. Es findet bei unserer ganzen Schiffsmannschaft ein Wechsel der Kleidung Statt — Ursache davon. Besuche von Schuhmachern — die Arbeiten, welche sie liefern. Ein vornehmer Zollbeamter, der Opeu, kommt auf unser Schiff, um es auszumessen — Beschreibung der Anstalten zu dessen Empfang und Bewirthung, so wie der dabei gebräuchlichen Förmlichkeiten.

Am Morgen des nächsten Tages kamen wir über die Barre, und langten bei der Insel Wampo, drei Meilen von Canton, an, in welcher Gegend die nach dieser Stadt bestimmten europäischen und überhaupt alle größere Schiffe, weil sie wegen der Seichtheit des Flusses nicht weiter segeln können, während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts vor Anker liegen. Der heutige Tag war der 16. Juni; unsere ganze Reise hatte also

vier Monate und vierzehn Tage gedauert, die man allgemein für sehr schnell und glücklich hielt.

Wir fanden bei Wampo, außer vielen chinesischen und einigen japanischen Junken — welche letztere den erstern völlig gleichen, — Fahrzeuge aus allen Theilen Indiens, einige Schiffe der nordamerikanischen Freistaaten, so wie mehre englische aus Madras, Calcutta, Bombay. Aus Europa waren noch keine da. Die mit uns von England abgegangenen Chinafahrer trafen, weil sie am Vorgebirge der guten Hoffnung verweilt hatten, erst drei Wochen nach unserer Ankunft ein. Noch einen Monat später kamen die von der zweiten englisch-ostindischen Flotte an, worunter sich auch zwei schwedische befanden. Den Beschluß der Ankömmlinge aus entfernten Welttheilen machten einige Amerikaner, die erst im September anlangten. Daß keine von den übrigen europäischen Nationen, die in Friedenszeiten mit China handeln, den Franzosen, Niederländern und Dänen, sich sehen ließen, scheint kaum einer Erwähnung zu bedürfen.

Sobald die Anker geworfen waren, wurden wir von dem uns begleitenden Mandarin zwei andern übergeben, die sich mit ihren stark bemannten Fahrzeugen dicht an unser Schiff legten. Der, welcher sich uns zur Rechten befand, war ein Zollbeamter, und mußte während der ganzen Zeit unseres Hierseins bei uns bleiben; der zur Linken gehörte zum Militär, und wurde jeden Monat abgelös't. Diese Leute haben

hauptsächlich die Bestimmung, jeden Gegenstand zu untersuchen, welcher aus- und eingeschifft wird. Sie müssen ferner diejenigen, welche von dem Schiffe nach der Stadt oder einem andern Orte gehen, mit Pässen versehen, so wie allen zwischen der Schiffsmannschaft und den Eingebornen entstehenden Uneinigkeiten steuern. Beiläufig bemerke ich, daß man nicht nur diese Wache, sondern überhaupt die geringste, den Mandarinen verursachte Bemühung theuer bezahlen muß.

Bald nach unserer Ankunft erhielten wir einen Besuch von zwei im Dienste der Engländer stehenden Chinesen, dergleichen alle europäische Factoreien unterhalten, dem Fiador und dem Comprador, wie man sie, den Portugiesen nachahmend, allgemein zu nennen pflegt. Der erstere, wozu gewöhnlich ein reicher Kaufmann gewählt wird, hilft den Ankauf der einheimischen Waaren und den Absatz der eingeführten besorgen. Der letztere liefert die Lebensmittel und alle übrigen Bedürfnisse für das fremde Schiff. Beide vertreten die Stelle der Dolmetscher, und sind überhaupt die Mittelspersonen bei jeder Berührung mit den Eingebornen; auch muß der Fiador für alles Unrecht haften, welches diesen zugefügt wird. Der Comprador brachte uns frisches Fleisch, Brod, grüne Zugemüse und Früchte, was er nachher jeden Morgen that. Zunächst war es auch sein Geschäft, uns ein Bankshall bauen zu lassen, wozu er ungesäumt Anstalt machte. Es findet nämlich in Canton die Einrichtung Statt, daß die europäischen

Schiffe, um Raum zum Löschen und Laden zu gewinnen, alles Geräth in eine Niederlage am Lande schaffen, wo sie überdem ihre Schweine und Hühner halten, vor der Abreise Rinder schlachten, das Fleisch einsalzen, und andere unsaubere Arbeiten verrichten. Dieß ist es nun, was die Engländer Bankshall nennen, und die übrigen in China verkehrenden Europäer in „Bångsal, Bancasal" oder auf andere Weise verändert haben. Da ein solches Haus für eine kurze Dauer bestimmt ist, so wird es bloß von Bambusstäben und Matten, in Gestalt eines Schuppen, aufgebaut. An beiden Enden desselben befinden sich Kammern, worin ein Steuermann und einige Matrosen Wache halten. Um während der Nacht zu beweisen, daß sie munter sind, rufen sie einander die gewöhnliche Losung der Seeleute „Alles wohl" fleißig zu, und zeigen auch durch Schläge auf ein Gungung die Stunden an, so wie es mittels der Glocke auf den Schiffen geschieht. Ertappt man Diebe, so werden sie den Mandarinen ausgeliefert; ehedem durfte man auf jeden Chinesen, der sich in der Nacht näherte, Feuer geben, welche Erlaubniß aber schon seit langer Zeit aufgehoben ist. So oft die Mannschaft am Bord, um Jemanden zu beehren, z. B. einen vornehmen Besuchenden, oder ein ankommendes Schiff, die Flagge aufzieht, so thun die Leute im Bankshall dasselbe, zu welchem Ende ein Flaggenstock auf dem Dache steht. Die Niederlagen der Engländer, auch der Schweden und Dänen, befin=

den sich auf Wampo, wo ein Stück Land durch einen Kanal, der es von der Insel trennt, dazu abgesteckt ist. Die andern Nationen haben die ihrigen auf Inseln in der Nachbarschaft, z. B. die Franzosen auf einer oberhalb Wampo, welche daher den Namen „Frankreich" führt. Diese Niederlagen verursachen bedeutende Kosten, indem nicht nur die Regierung sich den Platz zum Gebäude theuer bezahlen läßt, sondern auch der Comprador die Aufführung desselben hoch in Rechnung bringt, obschon er es nach der Abfahrt des Schiffes einreißen läßt, und die Baustoffe sich wieder zueignet.

Es ist gewöhnlich, daß die Europäer, wenn sie nach China kommen, ihre Kleider wechseln. Dieß geschieht hauptsächlich deßwegen, weil sie in ihren weißen baumwollenen, dergleichen man meistens auf der Reise trägt, wahre Schreckbilder für die Einwohner sind, indem bei diesen die weiße Farbe Trauer, die schwarze dagegen Freude bedeutet; auch stehen die seidenen Zeuge, die überdem wegen ihrer kühlenden Eigenschaft für das heiße Klima sich eignen, in einem niedrigen Preise. Es kamen daher, sobald unsere Ankunft in Canton ruchtbar wurde, eine Menge Schneider herab, bei welchen unsere Mannschaft große Bestellungen machte, zumal da sie das Zeug zu den Kleidern liefern, und sich mit der Bezahlung bis gegen die Abfahrt des Schiffes gedulden, wo sie die Rechnung bei der Factorei einreichen. Solchergestalt erschien Jeder von uns

nach einigen Tagen in schwarzseidenen Unterkleidern, oder wenigstens dergleichen Westen. Die der Offiziere bestanden aus einer Art Atlas, die der Matrosen aus einem gröbern Stoffe, der so wohlfeil ist, daß z. B. ein Paar Hosen nicht völlig einen Piaster kostet. Viele schafften sich auch solche Anzüge an, welche von den chinesischen Seeleuten im Regenwetter getragen werden; sie sind aus Binsen verfertigt und so dicht, daß das Wasser wie von den Federn der Vögel davon abläuft. Es ergab sich indessen bald, daß Einige fortwährend bloß deßwegen neue Kleidungstücke bestellten, um, aus Mangel an Geld, die Verkäufer von Branntwein und Näschereien damit zu bezahlen. Sie kamen z. B., wenn sie mit dem Boote irgend wohin geschickt wurden, in weißen Hosen zurück, ob sie schon in schwarzen fortgegangen waren, woraus man schloß, daß sie letztere über die erstern angezogen und dann vom Leibe verkauft hatten. Man mußte gegen dieses Verfahren strenge Maßregeln ergreifen; denn sonst wären nicht nur die Rechnungen der Schneider so hoch aufgelaufen, daß sie den Gehalt der Leute überstiegen hätten, sondern diese würden auch ihrer Neigung zum Trunk freien Lauf gelassen und dadurch die gefährlichsten Auftritte mit den Einwohnern veranlaßt haben, des daraus entstehenden Nachtheils für den Schiffdienst und für ihre eigene Gesundheit nicht zu gedenken.

Auch die Schuhmacher fanden sich in großer Anzahl bei uns ein. Die Schuhe, welche sie zum Ver-

kauf bringen, sind durchaus von Schweinsleder, und unhaltbar, weil man sie mit baumwollenen Fäden näht, daher die Näthe aufspringen und die Sohlen und Absätze losgehen, so bald sie naß werden. Sie fanden daher, wiewohl das Paar nur einen halben Piaster kostete, geringen Absatz, zumal da die Offiziere einen hinlänglichen Vorrath von englischen besaßen, die europäischen Matrosen sich weit dauerhaftere von Segeltuch machten, und die indischen gar keine gebrauchten. Dessen ungeachtet würde Mancher diese Waare nicht verschmäht haben, wenn sie, wie die Kleider, sich zum Vertrödeln geeignet hätte; allein, in dieser Hinsicht war nichts damit zu gewinnen, weil sie bloß für die Europäer berechnet ist, indem die Chinesen kein Schuhwerk von der Art tragen.

Vier Tage nach unserer Ankunft kam der englische Fiador mit der Nachricht an Bord, daß am nächsten Morgen der Opeu (Obereinnehmer der Provinz) kommen werde, um unser Schiff zu messen, eine Handlung, die jederzeit Statt finden muß, ehe man irgend eine Waare aus- oder einschiffen darf, und die mit großem Gepränge vollzogen wird. Schon in Macao war der Anfang gemacht worden, den Wexford in jeder Hinsicht aufzuputzen; jetzt eilte man die Arbeit zu vollenden, um sich bei dieser Gelegenheit den Chinesen in einer Gestalt zu zeigen, wie der Stolz und die Prunkliebe der Engländer es verlangen. Wir waren sogar die ganze Nacht in voller Thätigkeit, besonders

die Köche, welche, unterstützt von zwei chinesischen, ein köstliches Mahl bereiten mußten. Mit Tagesanbruch wurden auf allen Masten die schönsten buntfarbigen Flaggen aufgesteckt, es wurde die große, mit eisernen Geländern versehene Treppe ausgehängt, das ganze Verdeck mit blau und weiß gestreiften Sonnenschirmen überspannt, und noch manche andere Verschönerung angebracht, um Alles in die Augen fallend zu machen. Hierauf eilte die sämmtliche Mannschaft, sich selbst in Glanz zu werfen. Sie erschien in neuen schwarzseidenen Unterkleidern, und in Jacken von dunkelblauem Tuch, oder dergleichen Röcken. Aller Augen waren nun nach dem obern Ende des Flusses gerichtet, woher der vornehme Besuch kommen sollte. Endlich gegen zehn Uhr erschien eine Galeere, umgeben von sechs bis sieben kleinern. Erstere verkündigte durch ihre vielen aufgepflanzten Fahnen und Spieße, wie auch Abbildungen von Drachen, daß sie den Opeu am Bord habe; auf letztern gewahrte man eine Menge von Dienern und von Musikanten, welche auf dem ganzen Wege spielten oder, um richtiger zu sprechen, einen wilden Lärm mit betäubenden Instrumenten machten. Nachdem der Zug sich uns genähert hatte, begrüßten wir ihn mit Kanonenschüssen, und der Obersteuermann wurde in einer glänzenden Schaluppe abgeschickt, um ihn zu empfangen. Als die große Galeere an die Seite des Schiffes kam, und der Opeu, von drei privilegirten Großhändlern und dem englischen Fiador be-

gleitet, an Bord stieg, stellten sich seine Henker — wie man sie nennt — in zwei Reihen auf, und schrieen: hů! so daß die ganze Gegend davon wiederhallte. Was die Leute mit diesem Ausruf, womit sie fast jederzeit auf die Erscheinung der Mandarinen aufmerksam machen, eigentlich meinen, weiß ich nicht; aber nach dem furchtbaren Tone desselben zu schließen, wollen sie die Macht ihres Herrn und die Folgen, welche der Ungehorsam und die Vernachlässigung der schuldigen Ehrerbietung gegen ihn nach sich ziehen, dadurch andeuten. Es fand zwischen dem Opeu und dem Schiffskapitän eine lange Bewillkommung und gegenseitige Höflichkeitbezeigung Statt, während welcher auf dem Gesichte des letztern deutlich zu lesen war, wie viel Ueberwindung es dem zwanglosen Engländer kostet, sich in die chinesischen Förmlichkeiten zu fügen, zumal da jedes Wort vom Fiador übersetzt und hierbei manches mißverstanden wurde, was zu weitläufigen Erklärungen Anlaß gab. Die eigentliche Handlung selbst, die Messung des Schiffes, war ein Geschäft von wenig Augenblicken. Man maß es, mittels einer durch goldene Knoten abgetheilten schwarzseidenen Schnur, vom Bugspriet bis zum Hauptmaste, und dann in der Breite. Nach den gefundenen Ergebnissen wird der Zoll bestimmt, der für unser Schiff gegen fünf tausend Piaster betrug. Man führte nachher den Opeu in den großen Saal der obern Kajüte, wo, auf einer langen Tafel, wenigstens funfzig warme und kalte Speisen standen, deren

Anzahl nach chinesischer Sitte nichts weniger als übertrieben ist. Sein Gefolge ließ sich nicht lange zum Zulangen nöthigen. Er selbst begnügte sich mit etwas Zuckerwerk und einem Glase Madeirawein, das er sehr bedächtig trank. Zugleich zeigte man ihm die zum Verkauf mitgebrachten Seltenheiten, welche an den Seiten des Saales ausgelegt waren. Einige Diamanten, ein Fernrohr und ein kostbares Uhrwerk gefielen ihm ungemein, daher seine Begleiter, die Großhändler, diese Gegenstände kauften und ihm als Geschenk überreichten, wie es bei solchen Gelegenheiten Sitte ist, wo sie oft zu einer Ausgabe von vielen tausend Piastern genöthigt sind, ob sie schon dießmal mit drei tausend vier hundert wegkamen. Hierauf beschenkte der Opeu, dem Herkommen gemäß, unsern Kapitän mit zwei Rindern, einigen Säcken Mehl, einem Dutzend Enten und eben so viel Flaschen Samsu (Reißbranntwein) und fuhr endlich nach einem Abschied, der eben so umständlich als die Begrüßung bei der Ankunft war, wieder ab, während ihm zu Ehren unser Geschütz noch einmal abgefeuert wurde, und seine Musikanten ihr unharmonisches Spiel von neuem ertönen ließen.

10.

Wir beginnen die Ladung auszuschiffen — die vielen Umstände, die in China mit diesem Geschäft verbunden sind, und die Schwierigkeit, verbotene Waaren daselbst ein- oder auszuführen. Beschreibung der Lebensweise, die unsere Schiffsmannschaft während des Aufenthalts im Tuho führt. Erwähnung einiger sonderbaren Gebräuche, welche die europäischen Seeleute in China beobachten.

Einige Tage nach der Messung des Schiffes begannen wir unsere Waaren auszuladen, die hauptsächlich in wollenen Tüchern, Gewehren, Glas, Zinn und Blei, in Taback und ungefähr hundert Fässern Wein bestanden. Das Geschäft war aber mit so vielen Umständen verknüpft, daß es, wiewohl man in manchem europäischen Hafen kaum acht Tage Zeit dazu gebraucht hätte, erst nach sechs vollen Wochen beendigt werden konnte. Man verfährt dabei auf folgende Art: Der Fiador verfertigt eine Uebersetzung der in Europa gemachten Waarenliste, und überreicht sie dem Opeu, welcher sofort einigen, unter ihm stehenden Mandarinen die Anweisung gibt, die Aufsicht beim Löschen zu führen. Diese kommen dann mit ihren Schreibern jeden Morgen an Bord, aber erst um acht oder neun Uhr, und

entfernen sich wieder Nachmittags in der fünften Stunde. Sobald sie erscheinen, wird die große Luke geöffnet, durch welche die Waaren herauf gezogen werden. Stück vor Stück, sei es Kiste, Ballen oder Faß, wird auf das Verdeck niedergesetzt, wo man dessen Inhalt besichtigt, und nach Beschaffenheit mißt, wiegt oder zählt. Jedes Ergebniß der Untersuchung wird in chinesischer und englischer Sprache ausgerufen, und von den Schreibern, die an Tischen um die Luke herum sitzen, so wie von einigen Offizieren des Schiffes aufgezeichnet. Ist dieß geschehen und die Kiste, oder was es sonst ist, wieder zugemacht, so drückt ein Mandarin den Stämpel oder, wie die Chinesen sagen, das „Tjap" darauf. Erst jetzt darf man es in die Frachtboote hinablassen, welche die Güter nach Canton schaffen. Wenn ein solches Boot, welches gewöhnlich zwölf bis sechzehn Tonnen faßt, seine volle Ladung hat, worüber jedoch bisweilen einige Tage vergehen, alsdann begibt sich ein Steuermann oder ein Cadet des Schiffes hinein, um es auf seiner Fahrt zu begleiten und Acht zu haben, daß die chinesischen Fahrmänner nichts entwenden, was dessen ungeachtet oft geschieht. Bei der Abfahrt bekommt er eine gestämpelte Charte (ebenfalls Tjap genannt). Diese muß er bei jedem Zollhause, deren es zwischen dem Ankerplatze und Canton vier gibt, vorzeigen und sich es gefallen lassen, daß man die Stämpel der sämmtlichen Güter besieht, oder wohl gar, wenn der dortige Mandarin neugierig oder bei

Bayerische Staatsbibliothek München

übler Laune ist, die Ballen u. s. w. noch einmal öffnet und untersucht. Sonach bedarf das Boot oft einige Tage, um nach der Factorei zu kommen, wo beim Ausladen ebenfalls Mandarinen zugegen sind.

Fast noch mehr Umständlichkeit findet beim Einschiffen der einheimischen Waaren Statt. Um jedoch meine Leser nicht mit einer langweiligen Beschreibung der dabei gewöhnlichen Förmlichkeiten zu ermüden, will ich bloß erwähnen, daß wir mit der Rückfracht, die außer vielen andern Gegenständen, in Thee, Porzellan, roher Seide und seidenen Zeugen bestand, von der Mitte Augusts bis gegen das Ende Oktobers beschäftigt waren. Uebrigens wird der Leser auch die Schwierigkeit, in China verbotene Waaren ein- oder auszuführen, leicht begreifen, wenn ich noch hinzufüge, daß Niemand, zu irgend einer Zeit, bei dem Schiffe ankommen oder davon abgehen kann, ohne bei den hier befindlichen Wachbooten und bei jedem Zollhause, wo man vorbei kommt, untersucht zu werden. Die chinesischen Beamten sind zwar nichts weniger, als unbestechlich; da man aber mit so vielen zu thun hat, so ist es unmöglich, die Habsucht aller zu befriedigen, und was fünf oder sechs durchschlüpfen lassen, wird doch vom siebenten angehalten. Nur der Schiffskapitän ist einer etwas minder strengen Aufsicht unterworfen. Seine Schaluppe hat die Freiheit, die Flagge zu führen, welche sie bei den Zollhäusern nur wehen lassen darf, um nicht aufgehalten zu werden, bis sie das

Bayerische Staatsbibliothek München

letzte, nämlich das in Canton erreicht, wo sie anlegen muß. Wenn daher der dortige Mandarin und die beim Schiffe Wachenden gewonnen sind, so läßt sich, trotz aller Vorsicht der Chinesen, dennoch auf diesem Wege einiger Unterschleif machen; und so geschieht es, daß z. B. die Amerikaner Ginseng, die Engländer Opium und andere verbotene Waaren, bisweilen in großer Menge, heimlich an's Land schaffen.

Die Verpflegung unserer Schiffsmannschaft war während des Aufenthalts im Tuho von der Art, wie sie der Seemann in einem fruchtbaren südlichen Lande, und zu einer Zeit, wo er bedeutende Schätze für seine Reeder erwirbt, erwarten darf. Jeden Mittag bekamen die Matrosen frisches Rind-, Schaf- oder Schweinfleisch, oftmals gebraten, und abwechselnd Reiß, Erbsen, Bohnen oder Kohl, Pudding, Pataten, Yams oder andere gesunde Zuspeisen; einige Mal erhielten sie auch Fische. An Festtagen gab man ihnen Obst zum Nachtische. Statt des Zwiebacks wurde täglich frisches, mit etwas Reiß vermischtes Weizenbrod gegeben. Zum Getränk reichte man des Mittags und Abends Punsch, bestehend aus gekochtem Wasser, Arack, Zucker und einer Art Limonen, welche in China die dort nicht wachsenden Zitronen ersetzen. Der große Theekessel stand, zum beliebigen Einschenken bereit, vom Morgen bis zum Abend am Feuer. Zu Zeiten, wo geistiges Getränk dem Körper heilsam ist, z. B. bei Regenwetter oder bei anstrengender Arbeit, wurde auch der reine

Arack, oder der Samsu nicht gespart. Hieraus wird man einen Schluß auf die Lebensweise der Schiffsoffiziere machen können, da ihr Tisch, wie bekannt, fast immer und selbst auf der See gut besetzt ist. Ungeachtet dieses Ueberflusses an Lebensmitteln fehlte uns dennoch ein wichtiges Bedürfniß, nämlich gutes Trinkwasser. Die aus dem Lande herab kommenden kleinen Flüsse und Bäche sind, wegen des lehmigen Bodens, dick und schlammig, und nicht viel besser ist das Wasser des Tuho. Gleichwohl wird letzteres allgemein, sowohl in Canton als in der Umgegend und auf den Schiffen gebraucht; man pflegt es zwei Meilen oberhalb der Stadt zu schöpfen, weil die Fluth bis dorthin steigt. Die Einwohner suchen es durch Abkochen und Durchseihen zu verbessern, wodurch es jedoch keine völlige Klarheit erhält. Uns erwiesen in dieser Hinsicht die Filtrirsteine Anfangs gute Dienste, wurden aber bald unbrauchbar, weil der im Wasser enthaltene Lehmstoff die Poren derselben verstopfte.

Von den Vergnügungen, welche der Seemann am Lande zu genießen pflegt, werden ihm in China nur wenige zu Theil, da ihm die Einwohner keine große Freiheit gestatten. Ueberdem verlangt der Vortheil der englischen Compagnie, ihre Leute von den Chinesen entfernt zu halten, weil es sich schon mehrmals zugetragen hat, daß sie mit diesen, aus Muthwillen, in der Trunkenheit, oder um die Ehre ihrer Nation zu retten, in gefährliche Streitigkeiten geriethen, welche fast den

gänzlichen Verlust des Handels nach sich zogen, und nur durch Erlegung großer Geldsummen ausgeglichen wurden. Auf unserem Schiffe war bloß den Offizieren erlaubt, sich bisweilen zu ihrem Vergnügen nach Canton zu begeben, wo sie dann Kost und Wohnung in der Factorei fanden, und übrigens frei umher gehen konnten. Die Matrosen erhielten nie Erlaubniß zu solchen Ausflügen; und diejenigen, welche den Kapitän täglich nach der Stadt begleiteten, durften sich, während der ganzen Zeit seines Aufenthalts daselbst, nicht einen Schritt weit von den Gränzen der Factorei entfernen. Die übrigen sahen die Stadt nur im Vorbeigehen, wenn sie, um Wasser zu schöpfen, oder in andern Verrichtungen, den Strom hinauf fuhren, was immer in Begleitung eines Offiziers geschah, der seine Mannschaft so bald als möglich wieder an Bord zu bringen suchte. Diejenigen, welche man zu solchen Verrichtungen nicht gebrauchte, bekamen Canton nicht einmal in der Ferne zu sehen.

Der einzige Ort, wo die Einwohner den europäischen Seeleuten einige Freiheit lassen, ist die oben erwähnte Insel Frankreich. Sie gehen daher häufig dahin, um sich zu belustigen, d. i. in den Wirthshäusern zu zechen und Lärm zu machen. Auch unsern Leuten erlaubte man Anfangs jeden Festtag, daß ein Theil derselben einige Stunden dort zubringen durfte. Allein mancherlei unangenehme Auftritte, die von Zeit zu Zeit vorfielen, bewogen den Kapitän, ihnen auch diese

Belustigung zu versagen. Um sie aber dafür zu entschädigen, traf er die Einrichtung, daß ihnen an gewissen Tagen ihr Punsch in doppeltem Maße, und zwar auf dem freien Platze vor dem Bankshall, gereicht wurde, wodurch man sie auch vollkommen zufrieden stellte, da ohnedem der Aufenthalt unter einem Volke, wie die Chinesen, welches die Weiber eingesperrt hält, wenig Anziehendes für sie hatte. Von dieser Zeit an wurde das Bankshall ausschließlich ihr Lustort. Sie veranstalteten hier, außer den Gelagen, auch Wettrennen und andere englische Spiele. Ueberdem ließ man häufig die sich einfindenden chinesischen Schauspieler und Gaukler ihre Kunststücke machen; denn sie besaßen eine große Fertigkeit, das Auge des Zuschauers durch Geschwindigkeit zu täuschen, ihr Gesicht seltsam zu verzerren, oder dem Körper die lächerlichsten Stellungen zu geben. — So geschah es denn, daß die Mannschaft des Wexford von den Unannehmlichkeiten und den Demüthigungen frei blieb, welche die Engländer in China so oft erfahren.

Noch muß ich erwähnen, daß die europäischen Seeleute, während ihres Aufenthalts in China, eine Menge sonderbarer Gebräuche beobachten, obschon bei vielen die Ursache ihrer Entstehung nicht mehr bekannt, und die Form durch die Länge der Zeit in's Lächerliche übergangen ist. Ich will hier nur einige davon anführen. Derjenige, dem z. B. ein Einwohner aus Wohlwollen die Wange streichelt, wird unehrlich, und

bleibt es, bis er ein Schwein geküßt hat. — Wenn man bei einer gewissen Stelle am Ufer des Flusses, die nicht weit von Canton und durch einen hohen Baum bezeichnet ist, vorüber kommt, so werden die Hüte abgenommen, und diejenigen, welche es unterlassen, mit Wasser bespritzt. — Wenn die Matrosen bei dem Thurm zwischen Canton und Wampo vorbei fahren, und mit ihrem Boot an die Stelle des Flusses kommen, wo man durch zwei gewisse, einander gegenüber stehende Fenster sehen kann, so sind sie berechtigt, einen Schluck von dem auf die Reise mitgenommenen Branntwein zu thun; außerdem muß das Getränk bis zur Ankunft an dem Orte, wohin ihre Bestimmung geht, unberührt bleiben. — So oft auf dem Schiffe ein Schwein stirbt, wird es, mit einem Steine beschwert, feierlich in das Wasser gesenkt. Diese Gewohnheit, sagt man, gründet sich auf den Umstand, daß ehedem die Chinesen den Schweinen der Europäer Pfeffer beibrachten, und dadurch ein großes Sterben unter ihnen bewirkten, um sich dieselben, wenn sie in den Fluß geworfen und nach einigen Tagen wieder auf die Oberfläche gekommen waren, zuzueignen.

11.

Das Vorzüglichste, was man auf der Fahrt von Wampo nach Canton erblickt, besonders die Zollhäuser und die ungeheuere Menge Flußschiffe. Die ersten Gegenstände, welche sich dem Reisenden bei der Ankunft in Canton darstellen — das Hauptzollhaus — die Factoreien oder Niederlagen der Europäer — genaue Beschreibung der englischen, mit den dazu gehörigen Beamten und Arbeitern.

Nachdem ich die Verhältnisse, worin die europäischen Seeleute mit Canton stehen, beschrieben habe, will ich dasjenige mittheilen, was in Hinsicht dieser Stadt und ihrer Einwohner zu meiner Kenntniß kam. Ich muß jedoch beiläufig bemerken, daß meine Beobachtungen nicht so zahlreich waren, als ich sie zu machen gewünscht hätte und man von einem fünfmonatlichen Aufenthalt wohl erwarten sollte. Denn ich fand nicht nur, wegen des zurückstoßenden Betragens der Chinesen gegen Fremde, mancherlei Schwierigkeiten, sondern war auch durch meinen Dienst oft Wochen lang an das Schiff oder das Bankshall gebunden, obgleich mir das Geschäft, die nach der Stadt gehenden oder von daher kommenden Frachtboote zu begleiten, oft aufgetragen, auch die Erlaubniß mehrmals ertheilt

wurde, einige Tage zu meinem Vergnügen am Lande zuzubringen.

Das Land, welches man auf der Fahrt von Wampo nach Canton sieht, enthält an den Ufern des Flusses, die meistens niedrig sind, viele Reißfelder; weiter hinein wechseln waldige Hügel mit fruchtbaren und mannichfach bebauten Thälern ab. Diese reizenden Gegenden werden aber oft von großen Begräbnißplätzen unterbrochen, welche nach der Stadt hin immer mehr zunehmen. Die merkwürdigsten einzelnen Gegenstände, die der Reisende in der Nähe zu Gesicht bekommt, sind der von den Europäern so genannte Branntweinthurm, der übrigens dieselbe Beschaffenheit, wie die oben beschriebenen, hat, ferner einige auf den Inseln errichtete Schanzen, ein großer Steinbruch, der unzählige Arbeiter beschäftigt, und die erwähnten Zollhäuser. Letztere stehen auf Pfählen dicht am Flusse, so daß die Vorderseite in's Wasser hinein ragt, die noch außerdem mit einer Brücke versehen ist, damit die Fahrzeuge auch zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes daselbst anlegen können. An diesen Häusern hängen große Tafeln, worauf die Verordnungen in Betreff des Zolles, mit großen chinesischen Schriftzeichen geschrieben sind, so wie auch nahe dabei eine in die Augen fallende Flagge aufgerichtet ist, daher Niemand sich mit Unwissenheit entschuldigen kann.

Bei einer kleinen Insel, zwei Stunden vor Can-

ton, sah ich mehrmals einige vornehme Chinesen sich mit dem Fischfang belustigen, wobei sie den Cormoran oder Wasserraben gebrauchten. Sie warfen denselben, so oft Fische erschienen, an einer Schnur gehalten auf das Wasser, worauf er mit großer Schnelligkeit einen nach dem andern im Schnabel herausbrachte. In der Nähe habe ich diesen Vogel nicht gesehen. Er ist bekanntlich von der Größe eines Huhns, erreicht aber auch die einer kleinen Gans. Nach der Erzählung der Chinesen läßt er sich dergestalt abrichten, daß er sogar, wenn man eine besondere Gattung von Fischen haben will, auf ein gegebenes Zeichen dieselbe aus der Menge heraussucht. Damit er seine Beute nicht verschlinge, legt man ihm, während des Fischfanges, einen dicht anschließenden eisernen Ring um den Hals, woran die Schnur befestigt wird. Ein Wasserrabe kostet wenigstens hundert Piaster, und verpflichtet überdem den Besitzer zu einer bedeutenden jährlichen Abgabe.

Eine halbe Stunde von Canton nimmt auf dem Strome, der schon von seiner Mündung an ungemein lebhaft ist, die Menge der Fahrzeuge dermaßen zu, daß man oft Mühe hat, hindurch zu kommen. Denn hier befinden sich nicht nur unzählige Junken, sondern es beginnen auch die sechzigtausend, an beiden Ufern reihenweise liegenden Schampanen, die weit über Canton hinausreichen, und, da sie großen Theils den Be-

sitzern sammt ihren Familien zum beständigen Aufenthalte dienen, eine volkreiche schwimmende Stadt bilden.

Diese Schampanen, wie der Europäer die chinesischen Flußschiffe nennt, gleichen sich alle darin, daß sie flach, ohne Kiel und fast wie Tröge gestaltet, meistens auch bedeckt sind, weichen aber, weil sie verschiedene Bestimmungen haben, in der übrigen Einrichtung und in der Größe von einander ab. Die vorzüglichsten sind eine Art Galeeren mit ungefähr zwanzig Rudern und fünf und zwanzig bewaffneten Leuten. Sie werden vom Staat unterhalten, um die Ruhe des Hafens und überhaupt das Beßte des Landes wahrzunehmen, nächstdem auch bei feierlichen Gelegenheiten die vornehmen Mandarinen zu fahren; daher man sie mit vielen aufgepflanzten Fahnen und Spießen, mit Abbildungen von Drachen und andern landesüblichen Ehrenzeichen schmückt. Vorn und hinten haben sie Hütten, können aber auch mit Matten, die auf Stützen und Bügeln von Bambus ruhen, völlig bedeckt werden. Das Ganze pflegt man weiß, die einzelnen Verzierungen aber schwarz anzustreichen, einige auch zu vergolden. — Die nächste Stelle unter den Schampanen nehmen die großen Gondeln ein, worauf die Mandarinen gewöhnlich ihre Fahrten anstellen. Sie sind etwas kleiner als die Galeeren, jedoch auf ähnliche Weise, dem Stand ihrer Herren gemäß, ausgezeichnet und stark bemannt. Ihr Anstrich ist meistens roth. Im Vordertheil halten sich dieje=

nigen auf, welche sich führen lassen, dagegen die Ruderer ihren Platz hinten haben, was der europäischen Sitte ganz zuwider läuft. Die Mannschaften dieser Fahrzeuge müssen sich beständig am Bord aufhalten, und zum Fortrudern bereit sein, sobald es verlangt wird. — Die Fährboote, welche Jeden, der sie miethet, aus einer Gegend des Flusses in die andere bringen, haben ganz das Ansehen eines Hauses, indem sie bloß an den Enden offen, übrigens aber mit sechs Fuß hohen Bretwänden eingefaßt, und mit einem Dache von Stroh, Matten oder Bretern versehen sind. An den Wänden zu beiden Seiten befinden sich kleine Fensteröffnungen, die man mit Schiebern nach Belieben verschließen kann; an der vordersten und hintersten ist eine Thür angebracht. Einen Anstrich erhalten die Fährboote nicht, was auch bei den folgenden Schampanen der Fall ist. Dasjenige, worin ich einmal von Wampo nach Canton fuhr, hatte zwei Abtheilungen. Die vorderste war für die Reisenden bestimmt, und enthielt bloß einen Tisch und einige Stühle. Die hinterste diente der Familie des Fährmanns zur Wohnung. Ihr Geräth bestand in ein paar Tischen und Stühlen, einem beweglichen irdenen Kamin, einigen Töpfen und Schüsseln, in etwas Bettzeug, das man Abends auf den Dielen ausbreitete, und endlich in einer kleinen Kapelle, d. i. einem mit Goldpapier ausgeklebten Schranke für das Bildniß des Schutzgottes, vor dem man häufig räucherte, auch

Branntwein und andere Lebensmittel niedersetzte. Hierbei muß ich bemerken, daß die Besitzer solcher Boote, selbst wenn sie das ganze Jahr lang mit Weib und Kind darin wohnen und wohlhabend sind, sich nie mit vielem Geräth befassen, weil sie sonst weitläufigen Untersuchungen bei den Zollhäusern ausgesetzt, und dadurch in ihrer Fahrt lange aufgehalten würden. Aus dem Grunde thut auch der Reisende wohl daran, wenn er sich in ein ärmliches, ganz leeres Fahrzeug begibt; wenigstens hat er darauf zu sehen, daß kein fremdes Gepäck eingeschifft wird. Uebrigens reis't man mit den chinesischen Fährbooten sehr bequem und, wenn sie mit der Fluth den Strom hinauf und mit der Ebbe hinab gehen, schneller als die Art, wie sie gerudert werden, erwarten läßt; denn die Fährmänner gebrauchen keine langen Ruder, sondern es stehen bloß zwei derselben, am hintern Ende der Schampane, mit kurzen gekrümmten Schaufeln, welche sie, wie der Fisch seinen Schwanz, hin und her bewegen, was jedoch das Fortkommen ziemlich fördert und überdem in einem engen Fahrwasser sehr vortheilhaft ist. Beiläufig erwähne ich noch, daß ein einzelner, in einem chinesischen Boote befindlicher Europäer klug handelt, sich versteckt zu halten, wenn er durch die Schampanen bei Canton fährt, weil sonst die darauf befindlichen Leute, um ihren Spott mit ihm zu treiben, sein Durchkommen muthwillig erschweren. Ganz anders jedoch verhält es sich mit den europäischen Schaluppen; vor

ihnen weicht Alles aus, weil unsere Matrosen, ob sie schon in China nicht viel zu sagen haben, dennoch mit den Einwohnern keine Umstände machen. — Die Barken, welche den Seeschiffen die Frachtgüter zuführen oder von ihnen abholen, sind meistens vorn mit einer Hütte für die darauf wohnenden Leute versehen, können aber auch, wenn diese nicht mit Löschen oder Laden beschäftigt sind, durchaus bedeckt werden. — Viele Fahrzeuge haben die Bestimmung, Enten darauf zu ziehen. Sie enthalten daher, außer einer kleinen Wohnung für die Menschen, nur Ställe für jene Thiere, die sich bisweilen auf tausend Stück belaufen. Sie haben eine bewegliche Brücke, die man auf den Strom lassen kann, damit die Enten, um sich auf demselben von Fischen zu nähren, bequem hinab und wieder an Bord kommen können. — Andere Fahrzeuge gebraucht man, um sowohl den in der Stadt, als auf den Schampanen gesammelten Dünger aufzunehmen und nach den Feldern zu schaffen. Ungeachtet sie durch ihren Anblick und Geruch den größten Ekel erregen, dienen sie doch dem Schiffer und den Seinigen unausgesetzt zum Aufenthalt. — Die Fahrzeuge der Fischer sind lang und schmahl, und unter allen die kleinsten. Oft haben sie nur eine schlechte Strohhütte, ob sich schon die Leute mit ihren Weibern und Kindern fortwährend darauf befinden. — Außer den hier beschriebenen Schampanen gibt es noch viele andere, welche verschieden von jenen eingerichtet, zum Theil auch nichts anders als

Flösse sind, worauf man Hütten gebaut hat. Die Besitzer derselben handeln mit Eßwaaren, oder sind Schmiede, Zimmerleute oder andere Arbeiter.

Was übrigens die Bewohner dieser Wasserstadt betrifft, die hier geboren werden, sich verheirathen, leben und sterben, so bemerkt man unter ihnen, wie überall, einen Unterschied in den zeitlichen Glücksgütern. Einige geben durch ihr anständiges Aeußeres, durch den Ueberfluß an Schweinen, Hühnern und andern Hausthieren, die sie unterhalten, oder durch die Blumen und Bäume, welche, in Töpfen oder Kübeln, um ihre Wohnung stehen, einen gewissen Wohlstand zu erkennen. Es gibt aber auch viele, welche das größte Elend verrathen, indem sie in Lumpen gehüllt, oder fast nackt auf ihrer wüsten, halb zerfallenen Schampane stehen, und die todten Thiere und alles, was Andere in das Wasser geworfen haben, zu ihrem Unterhalte aufzufischen suchen. Daß sie, wie die europäischen Seeleute behaupten, häufig das Verbrechen begehen, ihre Kinder zu ersäufen, ist wohl eine ungegründete Beschuldigung. Zwar ist ein ertrunkenes Kind, das auf dem Tuho dahin treibt, keine seltene Erscheinung; allein unter Familien, die beständig auf dem Wasser leben, sind wohl solche Fälle unvermeidlich. Ueberdem sieht man auf den Schampanen selten ein kleines Kind, dem die Aeltern nicht einen ausgehöhlten Kürbis um den Hals gebunden hätten, um zu verhindern, daß es bei einem Fall in's Wasser untersinkt;

die Knaben lehrt man frühzeitig schwimmen, daher sie sich schon in einem Alter von vier bis fünf Jahren, mit den Enten um die Wette, auf dem Flusse tummeln.

Den Anfang der Vorstädte von Canton bildet eine Reihe kleiner Wirthshäuser, die auf Pfählen im Wasser stehen. Etwas weiter hinauf befinden sich auf Inseln zwei Festungen, wovon die eine, wie man sagt, von den Niederländern angelegt wurde. Bald nachdem man bei ihnen vorüber ist, kommt das letzte Zollhaus zum Vorschein, welches, als das vorzüglichste unter allen, sich durch besondere Inschriften und Flaggen auszeichnet, und wo jedes ankommende und abgehende Fahrzeug ohne Unterschied anlegen muß, daher auf dieser Stelle des Tuho die größte Lebhaftigkeit herrscht. Nicht weit davon beginnt eine unabsehbare Reihe von Häusern, die zu Niederlagen für die Kaufmannsgüter dienen. Sie sind dicht am Flusse, meistens auf Pfählen, von Holz und ungebrannten Ziegeln erbaut. Man nennt sie insgemein Factoreien. Die christlichen Nationen haben die ihrigen nahe bei dem erwähnten Zollhause, auf einem schönen Steindamm aufgeführt. Für eine große Summe Geldes wurde ihnen erlaubt, der vordern, d. i. gegen den Fluß gekehrten Seite des Gebäudes eine europäische Gestalt zu geben; das Innere dagegen mußten sie auf chinesische Art einrichten. Damit eine von der andern zu unterscheiden ist, pflegt jede vor ihrem Bezirk die Flagge aufzupflanzen, deren

man damals, als ich mich in Canton befand, nur drei sah, nämlich die englische, schwedische und amerikanische, weil die Factoreien der von England bekriegten Europäer geschlossen waren.

Die englische Factorei besteht in einem viereckigen, ein großes Gehöfte einschließenden Gebäude, das sich, in der Länge, vom Flusse nach der Stadt ausdehnt. Es ist von Backsteinen aufgeführt, einen Stock hoch, und das abschüssige Dach mit Ziegeln gedeckt. An der Seite des Wassers befindet sich ein großes Thor, und gegenüber ein zweites, das nach der Gasse hinter den Factoreien und nach der Stadt führt; jenes pflegt man das Wasser-, dieses das Stadtthor zu nennen. Beide werden von englischen Soldaten mit gezogenem Säbel bewacht, welche Jedem, der im Hause nichts zu suchen hat, den Zutritt verweigern. Im Erdgeschosse des Gebäudes sind am vordern Eingange Schreibstuben für die Factoreibeamten und ein Wachhaus für das Militär, deren Fenster sämmtlich nach dem Flusse gehen. Der übrige Theil enthält, außer einer großen Küche, Niederlagen für die Waaren. Diese letztern Gemächer sind ohne Fenster, und erhalten ihr Licht durch die Thüren, welche auf den Hof gehen. Den Fußboden hat man mit großen, flachen Steinen belegt, was übrigens auch im ganzen Gehöfte der Fall ist. Zu den obern Zimmern führen drei oder vier steinerne Treppen. Die vordersten Zimmer bestehen in großen Sälen, worin die Factoreibeamten gemeinschaftlich speisen, Be-

suche annehmen und Gäste bewirthen. Die übrigen dienen zu Wohn= und Schlafstuben für die Beamten, ihre Diener, Arbeiter und Soldaten, so wie auch für diejenigen, welche von den Schiffen kommen. Die nach dem Flusse gerichteten Fenster der Säle sind länglich viereckig, breit, hoch und mit schönen Glasscheiben versehen; die der Wohnstuben, welche auf den Hof gehen, sind ebenfalls hoch, aber schmahl, oben bogenförmig und, Statt des Glases, aus kleinen viereckigen Tafeln von Perlmutter zusammengesetzt, die nur ein schwaches Licht durchschimmern lassen, daher man sie am Tage gewöhnlich öffnet. Da das Dach, worin sich ebenfalls Fenster von der letztern Art, jedoch von viereckiger Form befinden, unmittelbar über den Zimmern steht, so haben sie eine außerordentliche Höhe. Die Wände hat man mit Tapeten von chinesischem Papier bekleidet. Der Fußboden ist gedielt. In jedem Gemach hängen ein oder mehre Lampen an seidenen Schnuren von den Dachbalken herab. Ueberdem brennt man auch gewisse, an der Außenseite roth gefärbte Lichter.

Da die Beamten der Factorei gewöhnlich vom Januar bis Juni, der Jahreszeit, wo keine europäischen Schiffe in Canton sind, sich in Macao aufhalten, und folglich ihr Hausgeräth oft hin und her geschafft wird, so ist dieses zwar der Prachtliebe der Engländer angemessen, aber auf die nothwendigsten Stücke beschränkt. Einige kostbare Spiegel, Sopha's und Stühle, Speisetafeln und Schenktische, einige Schränke mit

Gläsern und Porzellan besetzt, sind fast alles, was in den gemeinschaftlichen Sälen sich findet. Eine einzelne Wohnung, die in einem oder mehren Gemächern besteht, enthält eine eiserne Bettstelle, mit baumwollenen Vorhängen, um die Mücken abzuhalten, ferner einen Spiegel, einen Tisch nebst Stühlen, und Waschgeschirr. Hierzu kommt noch — denn alles obige Geräth wird von der Handelsgesellschaft unterhalten, — das Eigenthum des Bewohners, das meistens bloß in Reisekoffern, Betten und verschiedenen Kleinigkeiten besteht. Eine größere Einrichtung findet nur bei den obern Beamten und besonders dann Statt, wenn sie, wie es bisweilen der Fall ist, Weib und Kinder bei sich haben. Was den Aufenthalt in der Factorei, wie in allen chinesischen Häusern unangenehm macht, ist, daß die Gemächer, obschon auf die Reinlichkeit derselben viel Sorgfalt gewendet wird, von allerlei Thieren wimmeln, wovon die Mücken und Wanzen die lästigsten sind. Letztere würden noch mehr überhand nehmen, wenn nicht da, wo sie hausen, auch zugleich ihre Feinde, die Kakerlaken, sich einfänden. Allein auch diese Thiere ziehen andere herbei, von welchen sie verfolgt werden. Dahin gehört eine Art kleiner Eidechsen, die mit großer Schnelligkeit an den glatten Tapeten herumklettern; sie sind zwar für den Menschen ganz unschädlich, erregen aber Ekel, wenn man an ihren Anblick nicht gewöhnt ist.

Die Beamten beginnen ihre Geschäfte des Morgens

um neun Uhr, und setzen sie bis vier Uhr Nachmittags fort. Während der Zeit hält sich der Fiador bei ihnen auf, um, wie schon oben erwähnt wurde, beim Absetzen der ausländischen Waaren, oder dem Einkaufen der einheimischen, und auch in andern Angelegenheiten mit Rath und That beizustehen. Eben so findet sich der Comprador täglich ein, um die nothwendigsten Bedürfnisse sowohl für die Factorei, als für die englischen Schiffe herbeizuschaffen, die er letztern von hier aus durch seine Leute zu überschicken pflegt. Sehr lästige und störende Besucher sind die Mandarinen, indem außer denjenigen, welche von Amts wegen während der Geschäfte zugegen sein müssen, viele bloß die Neugierde herzu treibt. Um vier Uhr entfernen sich der Fiador und Comprador, so wie die Mandarinen und Kaufleute. Die Factoreibeamten gehen alsdann zu Tische, und wenden die noch übrige Tageszeit zu ihrer Erholung an. An Vergnügungen in der Stadt ist zwar nicht zu denken; desto öfter hält man Zusammenkünfte mit den übrigen christlichen Nationen, welche sich wegen der Ungeselligkeit der Einwohner an einander schließen, und es ist kein seltener Fall, daß Engländer und Franzosen, ungeachtet der sonst so starken gegenseitigen Abneigung, dennoch in China die beßten Freunde werden. Was die Diener und Arbeiter in der Factorei betrifft, die meistens Chinesen oder portugiesische Mestizen aus Macao sind, so erhalten sie eine gute Bezahlung und, nach der Landessitte, täglich vier

Mahlzeiten, nämlich einmal Fleisch und Gemüse, und dreimal gekochten Reiß, der bekanntlich in China die Stelle des Brodes vertritt. Die Arbeit nimmt ihren Anfang mit Tagesanbruch, und schließt sich mit Sonnenuntergang, wofern nicht die Nothwendigkeit, z. B. ein Frachtboot zu löschen oder zu laden, sie verlängert. Von den mancherlei, die allgemeine Ordnung bezweckenden Einrichtungen und Gebräuchen, erwähne ich bloß, daß man Abends alle Gemächer, Gänge und Treppen des Gebäudes mit Lampen, so wie die ganze Nacht den Hof mit Hornlaternen erleuchtet, und durch Schläge an ein Gungung zu jeder Tageszeit die Stunden verkündigt, auch das Zeichen zum Essen und zu jeder gemeinschaftlichen Verrichtung gibt.

12.

Die Stadt Canton überhaupt — ihre Eintheilung und Regierung. Die Vorstädte — Beschaffenheit ihrer Gassen — Art und Weise, Lasten hin und her zu schaffen — Gebrauch und Einrichtung der Palankine — Bauart der Häuser — Geräth und Verzierung der Zimmer — die Höfe bei den Häusern.

Die Stadt Canton (Quangtong, in der Landessprache Quangtscheu-fu) ist die Hauptstadt der Landschaft gleiches Namens, und der wichtigste chinesische Handelsplatz, indem die reichsten Kaufleute aus dem ganzen Reiche sich daselbst niedergelassen haben, weil die Europäer die einheimischen Waaren großen Theils mit Gold und Silber bezahlen, während die übrigen mit China handelnden Nationen bloß einen Tauschhandel treiben. In Hinsicht der Größe gehört Canton zu den Städten des zweiten Ranges in China. Sie besteht aus der eigentlichen und der Vor-Stadt, die man auch „alte und neue", oder „tatarische und Schifferstadt" nennt. Die tatarische, welche zwei deutsche Meilen im Umfange hat, ist mit einer hohen und dicken Mauer von ungehauenen Steinen umgeben, die man oben mit indischen Feigen und andern Sträuchern, an vielen Stel-

len auch mit Wachhäusern und Kanonen besetzt hat, von welchen letztern jeden Abend um acht Uhr einige abgefeuert werden. Diese befestigte Stadt ist der Sitz desjenigen Staatsbeamten, der über die ganze Landschaft gebietet; er führt in der Landessprache den Titel „Tsang-tok", welchen die Europäer gewöhnlich durch „Vicekönig" übersetzen. Ihm zur Seite stehen zwei andere vornehme Beamte, der Fujenn und der Opeu (auch Hoppo genannt), die seinen Rath ausmachen, und ohne deren Einwilligung er nichts von Wichtigkeit unternehmen kann. Nächst den genannten Oberhäuptern wohnen auch alle übrige Mandarinen in der tatarischen Stadt, so wie sie auch der Wohnort der reichen Kaufleute und überhaupt aller angesehenen Personen ist. Da die Europäer nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, und mit besonderer Erlaubniß der Obrigkeit, Zutritt erhalten, alsdann aber in einer bedeckten Sänfte, folglich ohne die Gegenstände betrachten zu können, hinein und wieder heraus getragen werden, so bleibt ihnen das Innere desselben unbekannt; ich selbst sah nur ihren Thurm, und einen Theil ihrer Mauer und Thore, den ich eines Tages umging. Man weiß indeß aus den Nachrichten der Einwohner, daß die ursprünglichen Chinesen in der einen, und die von tatarischer Abkunft in der andern Hälfte der Stadt wohnen, und daß diese außer einigen Palästen und prächtigen Pagoden, nichts enthält, als was auch die Vorstädte dem Beobachter darbieten.

Wie weitläufig die Vorstädte sind, können meine Leser schon daraus abnehmen, daß sie drei Viertel der Stadt umgeben, welche, wie ich erwähnte, zwei Meilen im Umkreise hat. Sie sind nicht befestigt, aber durch Mauern von einander getrennt, deren Thore jeden Abend um neun oder zehn Uhr geschlossen werden, so wie man alsdann auch die Gassen durch Schlagbäume sperrt. Nur vornehmen Leuten, oder wenigstens solchen, die genau bekannt sind, werden die Eingänge während der Nacht geöffnet, daher dann die tiefste Ruhe in Canton herrscht.

Die Gassen, deren jede von Leuten einerlei Gewerbes bewohnt wird, sind sehr lang, aber schmahl, laufen krumm und im Zickzack, welches letztere daher kommt, weil Alle, die ein Haus bauen, dasselbe zwei oder drei Fuß weiter, als das ihres Nachbars herausrücken, um — mehr Glück als dieser zu haben. Das Pflaster besteht aus länglichen Sandsteinen, die hier und da durchlöchert sind, damit das Wasser, in Ermangelung anderer Anstalten, ablaufen und in den Erdboden eindringen kann. Ungeachtet auf den Gassen Schweine, Hühner und Hunde herumlaufen, so sind sie dennoch sehr rein, weil beständig arme Menschen auf und nieder gehen, welche den Unrath in kleinen Körben sammeln und zu benutzen suchen. Fuhrwerke sieht man nirgends. Alles, was die Leute von einem Orte zum andern schaffen, packen sie in zwei Körbe, und tragen diese, mittels einer Bambusstange, an de=

ren jedes Ende man einen hängt, auf der Schulter. Sie sind hierin so geübt, daß ihnen eine Last von hundert bis hundert und funfzig Pfund nicht schwer fällt. Große Lasten, z. B. Fässer, Fischzober und dergleichen, werden von Zweien mittels einer Stange, noch größere von Vieren mittels zwei kreuzweise gelegter Stangen getragen, so daß sie im Mittelpunkte, und zwar nur einige Zoll über dem Pflaster hängen. Ein Pferd ist eine seltene Erscheinung, weil nur die Mandarinen dann und wann eins besteigen. Um so häufiger sind die Palankine, eine Art Sänften oder Tragsessel, welche mit vier Füßen, mit einem Geländer, einer Decke und Vorhängen, und inwendig mit Kissen versehen sind, die man nach Belieben ordnen kann, um sich darauf zu setzen oder zu legen. Innerhalb der Stadt werden sie gewöhnlich nur von zwei, aber außerhalb derselben und auf Reisen von vier, bisweilen auch von acht Männern, die einander ablösen, auf den Schultern getragen. Man kann dergleichen in vielen Theilen der Stadt zur Miethe bekommen. Die Enge der Gassen und das Gewühl der Menschen nöthigen diejenigen, welche etwas zu tragen haben, fortwährend die ihnen in den Weg Kommenden auf sich aufmerksam zu machen, was durch den Ausruf „a-hu! a-hu!" oder durch den höflichern „ho-a! ho-a!" geschieht. Die Sitte, daß die herumziehenden Verkäufer ihre Waaren ausrufen, und die Bartscherer und andere dienstfertige Leute

durch irgend ein lärmendes Instrument ihre Gegenwart verkündigen, vermehrt noch das Geräusch.

Die Häuser liegen in Gruppen von vier bis fünf beisammen, umgeben von großen Gehöften, welche nicht nur Gärten, sondern bisweilen auch Teiche in sich fassen. Die Vorderseite der Gebäude, welche durchgängig schmahl, aber nach dem Innern zu lang ausgedehnt sind, ist meistens von Holz, und stets ohne Fenster; daher man auf der Straße wie zwischen zwei öden Mauern geht. Es gibt nur zwei oder drei Gassen, deren Häuser sich der europäischen Bauart einigermaßen nähern. Die vorzüglichste führt den Namen „Porzellangasse.“ Diese ist lang, gerade und breit. Die Häuser an beiden Seiten sind dicht neben einander gebaut. Sie bestehen bloß in einem Erdgeschosse, das eine schmahle Vorderseite, aber eine außerordentliche Tiefe hat. Jedes enthält eine Reihe nach innen laufender Gewölber, wo die reichen Kaufleute ihre Waaren auslegen, die aber nicht hier wohnen, sondern jeden Abend zu ihrer Familie in die tatarische Stadt zurückkehren. Vor dem äußern Gewölbe ruht, auf braunen Stützen, ein Wetterdach, so daß man, längs der ganzen Gasse, gegen die Sonne und den Regen geschützt geht. Ueber der Thür hängt ein schwarzes Schild, worauf der Name des Kaufmanns mit großen chinesischen Schriftzeichen, gewöhnlich von gelber Farbe, geschrieben steht. Zu beiden Seiten sind die Waarenlisten angeschlagen. Die Thür selbst wird ganz

geöffnet, was auch mit denen der innern Gemächer, die sich alle in einer Linie befinden, der Fall ist, daher sich von außen das Ganze übersehen läßt. Im vordersten Gemache stellt man, außer Puppen und anderem Spielzeug, schlechtes Porzellan auf, welches nur von den Chinesen gekauft wird. In den folgenden finden sich die feinern, von den Europäern gesuchten Porzellanarten, so daß, je weiter man nach hinten kommt, die Schönheit und Kostbarkeit der Waaren zunimmt. Einige Kaufleute, die man jedoch zu den minder reichen zählt, befassen sich auch mit andern Gegenständen des Handels, z. B. mit seidenen und baumwollenen Zeugen, mit Thee, Tusche, buntem Papier, mit Dosen von Perlmutter, von Schildkröte oder Schneckenschalen, mit allerlei Geschirr von Packfong, einem geschmeidigen weißen Metall, das aus Kupfer, Zink, Eisen und Nickel zusammen gesetzt ist. Auf diese Weise wird der Beschauer oftmals durch zehn bis funfzehn verschiedene Gemächer geführt, die besonders an festlichen Tagen, wo sie sämmtlich mit Blumen und andern Topfgewächsen geschmückt, und Abends glänzend erleuchtet sind, einen prächtigen Anblick gewähren.

Die Häuser sind von Ziegeln, oft von ungebrannten gebaut, die Vorderseite ausgenommen, welche, wie ich schon erwähnte, größten Theils nur von Holz und ohne Fenster ist. Wenige haben mehr als Ein Stockwerk, die meisten aber bestehen bloß in einem Erdgeschoß. Die langen, schmahlen Fenster sind von Perlmut-

ter, bei den ärmern Leuten von andern Muschelschalen, und das, mit viereckigen Fenstern versehene, abschüssige Dach ruht unmittelbar über den Gemächern, daher ihre Höhe bedeutend ist. Die nach dem Hofe gehenden Stubenthüren stehen meistens offen, jedoch pflegt man die Oeffnung, damit die Leute außerhalb nicht in das Innere des Zimmers sehen können, mit einem Vorhang zu verdecken, welchen oben, in der Mitte und unten ein hölzerner, bisweilen metallener Stab der Breite nach ausgespannt hält. Oft findet man in der Stube eine Art Chor, worauf die Leute ihre Arbeiten verrichten, und von wo sie, beim Eintritt eines Fremden herabkommen, um mit ihm zu sprechen. Solche abgesonderte Werkstätten sind bei den Goldschmieden und andern Arbeitern, die sich nicht gern überraschen lassen, sehr gewöhnlich.

Das Hausgeräth begreift selten mehr als einige Sessel, Armstühle und Tische, wozu im Winter noch ein porzellanenes Kohlbecken kommt, um die Füße zu erwärmen. Die größte Zierde ist eine, an der Wand stehende, kleine Kapelle mit dem Hausgötzen, vor welchem man Gebete und andere religiöse Handlungen verrichtet, auch Samsu, Reiß und Obst niedersetzt, wahrscheinlich bloß in der Absicht, um sie von ihm segnen zu lassen, weil man dieselben nach einiger Zeit wieder wegnimmt und verzehrt. Die Wände sind immer, wo nicht mit bunten zierlichen, doch mit Tapeten von weißem chinesischen Papier bekleidet. Zum vorzüglichsten

Schmuck gehört altes Porzellan, weil dieses in China, wo man überhaupt für das Alterthümliche hohe Achtung hat, wie bei uns der Wein, mit jedem Jahr im Preise steigt. Eine Schale, wäre es auch nur eine Scherbe, worauf der Stämpel ein Alter von tausend Jahren anzeigt, hat einen unschätzbaren Werth. Mit solchen Kostbarkeiten pflegt man an festlichen Tagen die Tische zu besetzen. Blumen und Topfgewächse finden sich überflüssig in allen Häusern, da die Gärtnerei das Steckenpferd der Chinesen ist. Hierbei mischt sich jedoch abermals ihre Anhänglichkeit an das Alterthum, so wie auch ihre Liebe zum Unnatürlichen, in das Spiel, daher sie häufig allerlei Zwerggewächse, z. B. Tannen, ziehen und dermaßen entstellen, daß der Stamm, obschon nur eine Viertelelle hoch, dennoch einem bemoosten hundertjährigen gleicht. Die Erde und den Topf, worin das Bäumchen steht, pflegt man mit halb verwitterten Steinen zu bedecken, so daß sie das Ansehen eines uralten Felsen haben. Goldfische in Gläsern, auf das Fensterbret oder den Tisch gestellt, sind ebenfalls eine beliebte Verzierung.

Was ich hier von der häuslichen Einrichtung der Chinesen gesagt habe, kann jedoch nicht auf's Allgemeine bezogen werden. Es gilt, da die vornehmern Einwohner in der für den Europäer verschlossenen Stadt leben, nur von den Wohnungen der niedern Volksklassen, und zwar von denen des männlichen Geschlechts, weil das weibliche in dem entlegensten Theile

des Gebäudes, bisweilen in einem ganz abgesonderten lebt, wo nicht allein Fremde, sondern sogar die nächsten Verwandten keinen Zutritt erhalten. Sehr wahrscheinlich ist es, daß die höhern Stände in der Stadt mit mehr Geräthschaften zur Bequemlichkeit, als die Leute in den Vorstädten, versehen sind, da zumal aus Europa bisweilen Hausrath eingeführt wird, und überdem die einheimischen Tischler recht artige Schränke und Kommoden, zum Theil nach europäischen Mustern, verfertigen. Eben so wahrscheinlich ist es, daß die Weiber in China, wie anderwärts, mehr als die Männer Putz und Ueberfluß lieben, daher man von den oben beschriebenen Gemächern, wo die Männer nur am Tage zur Betreibung der Geschäfte sich aufhalten, eben so wenig auf ihre eigentlichen Wohnungen, nämlich die der Familien schließen kann, als ein Chinese, der bloß die Schreibstuben, Werkstätten und andere männliche Aufenthaltsörter der Europäer kennen lernt, sich einen richtigen Begriff von der häuslichen Verfassung derselben zu machen im Stande ist. Da übrigens die ohnehin geheimnißvollen Chinesen, besonders in Hinsicht dessen, was ihr Hauswesen und das andere Geschlecht betrifft, ein tiefes Stillschweigen beobachten, so kann man hierüber nicht einmal mündlich einige Auskunft erhalten.

Die Gehöfte um die Häuser pflegt man, wie die Gassen, mit großen Sandsteinen zu belegen. Ob sie schon weitläufig, und dem Anscheine nach nicht auf Er-

sparung des Raums berechnet sind, so findet man doch jedes Plätzchen zu etwas bestimmt und, wo möglich, zur Erzeugung von Küchengewächsen und fruchttragenden oder sonst nützlichen Bäumen benutzt. Am Eingange pflegen, außer verdeckten Abtritten, einige große Urinkübel für die auf der Straße vorüber gehenden Leute zu stehen. Dieß geschieht nicht um die Gassen rein zu halten, sondern weil der Hausbesitzer, welcher den sich häufenden Unrath von Zeit zu Zeit verkauft, Vortheil davon zieht, und weil überhaupt auch die Chinesen es für eine Sünde halten, den Urin oder was sonst zur Düngung der Felder dienen kann, auf der Straße verloren gehen zu lassen.

Viele Höfe sind mit Röhrwasser versehen, das sich in einen steinernen Trog oder in ein gemauertes Becken ergießt. Hierin pflegen die Hausbesitzer, wenn sie keinen Teich haben, Fische zu halten, welche, weil es ihnen nie an frischem Wasser fehlt, fast so gut wie im Flusse gedeihen und sich vermehren. Die Hausthiere, welche man gewöhnlich unterhält, haben ihre Ställe, Steigen und Käfiche auf einem Platze beisammen. Unten befinden sich die Schweine, die Kaninchen, Enten und Gänse, über ihnen die Hühner, Fasanen, Tauben, Wachteln und andere Vögel. Hierbei ist zu bemerken, daß man bisweilen die Schweine, wie bei uns die Katzen und Hunde, in den Häusern herumlaufen läßt, da die chinesischen, wider die sonstige Art und Weise ihres Geschlechts, die Reinlichkeit lieben, was jedoch in der

Gesellschaft mit europäischen, die mit weniger Sorgfalt behandelt werden, sich bald ändert. Dieß dient zu einem deutlichen Beweise, daß auch bei den Thieren viele Eigenschaften nicht angeboren, sondern eine Folge der Gewohnheit sind. Oft befinden sich die Küchen, welche meistens von Männern besorgt werden, in einem besondern kleinen Hause mitten auf dem Hofe, um Feuersgefahr zu verhüten. Sie sind eben so wenig, als die Wohnhäuser, mit Schornsteinen versehen, weil man fast immer Kohlen brennt. Indessen sah ich eines Tages, daß die Küche eines Tischlers, wo Holzspähne zur Feuerung angewendet wurden, nicht nur eine Esse, sondern diese auch eine nützliche Vorrichtung hatte, das Rauchen zu verhindern. Es umschloß nämlich den rund geformten Obertheil eine blecherne Kappe, welche an der einen Seite offen war. Sie ruhte auf einer Spindel, und ließ sich daher leicht herum drehen. Da sich nun eine Wetterfahne darüber befand, so brachte sie der Wind jederzeit in eine solche Lage, daß ihre Oeffnung abwärts von ihm stand und der Rauch frei heraus steigen konnte.

13.

Lustgärten. Pagoden. Marktplätze — Aufzählung der vorzüglichsten Lebensmittel, die dort zu finden sind.

Die Lustgärten, welche sehr weitläufig sind, und es wegen ihrer Einrichtung noch mehr zu sein scheinen, enthalten hauptsächlich schmahle Gänge, die an beiden Seiten mit wild verwachsenen Hecken, mit Wänden von Bambusstäben und einem buschigen Immergrün, oder mit Mauern eingefaßt sind, an welchen Weinstöcke, Bohnen und andere kletternde Gewächse stehen, die man an quer über gelegten Stangen, von der einen zu der andern Mauer zieht, so daß sie ein Dach bilden. Hier und da befindet sich eine Ruhebank in einer Wandvertiefung, die mit Blumen in Töpfen ausgeschmückt ist. Ein solcher Gang führt den Wanderer in verschiedenen Richtungen herum, bis dieser plötzlich z. B. an einen Teich mit Brücken, oder an einen Thurm, eine Felsengrotte, einen waldigen Berg, oder an einen Platz kommt, den man mit bunten Steinen in Drachen- oder Blumengestalt belegt hat. Es beginnt dann ein neues Gewirre von Gängen, die sich wieder in ein Luststück endigen, das ein neues Laby-

rinth eröffnet, u. s. f. Uebrigens verlangt der herrschende Geschmack, daß die Aussicht überall beschränkt, kein Theil regelmäßig abgemessen, oder dem andern ähnlich sei; daher z. B. vier Lusthäuser um einen Teich nicht etwa ein übereinstimmendes Viereck bilden, sondern in ungleichen Entfernungen von einander stehen, während das eine niedrig, rund, mit Stroh gedeckt, das andere dagegen hoch, eckig mit Ziegeln belegt, und das dritte wieder anders gestaltet ist rc.

Die Pagoden oder Tempel, deren es in den Vorstädten von Canton eine große Anzahl gibt, sind mit weitläufigen Vorhöfen versehen, welche auch die Wohnungen der Priester oder Bonzen umschließen. Die Thore der Vorhöfe pflegt man roth anzustreichen, und mit Figuren von eingeschlagenen gelben Zwecken zu verzieren. An jedem derselben stehen, unter kleinen Wetterdächern, zwei Götzenbilder von riesenmäßiger Größe, die von Holz oder von Pappe verfertiget und bemalt sind. Das Tempelgebäude selbst hat entweder eine runde, eine vier- oder sechseckige Gestalt, und eine bedeutende Höhe, aber keinen Thurm. Das Dach, worauf Drachen ausgestreckt liegen, wird meistens von Säulen unterstützt, die jedoch von Holz und unförmlich sind. Selten gibt man den Pagoden Fenster, sondern erleuchtet sie, um die Feierlichkeit des Gottesdienstes zu erhöhen, mit Lampen und Kerzen. Den Eingang bildet ein großes, eisernes Gitterthor. Im Hinter-

grunde steht ein Altar, worauf sich der Abgott, welchem der Tempel geweiht ist, gewöhnlich in der Gestalt eines sitzenden dickbäuchigen Riesen befindet. An der Wand neben und über ihm sind vergoldete Zierrathen angebracht. Der Altar ist mit rothem Tuche bedeckt, und mit Kerzen besetzt, während an der Vorderseite eine Trommel und eine Glocke ohne Klöppel hängen. Rund umher sind Tische gestellt, worauf die Opfer dargebracht werden. Von den übrigen gottesdienstlichen Gebräuchen, so wie von der Religion der Chinesen überhaupt, will ich weiter unten Einiges mittheilen.

Zu den Merkwürdigkeiten der Vorstädte von Canton gehört noch der lange gemauerte Kanal, welcher in einem Bogen hin durch geht, und sie sowohl mit dem Flusse, als unter sich selbst in eine bequeme Verbindung setzt. Während der Nacht wird er, wie die Gassen, in gewissen Entfernungen gesperrt. Da die angränzenden Häuser dicht an ihm stehen, und die steinernen Brücken rechts und links mit Krambuden besetzt sind, so geschieht es oft, daß er von Fremden gar nicht bemerkt wird.

Die Marktplätze haben wegen ihrer winkeligen Gestalt wenig Auszeichnendes, sind aber für den Europäer deßhalb merkwürdig, weil er daselbst, wo jederzeit ein lebhafter Verkehr herrscht, die beßte Gelegenheit findet, nicht nur die Menschen, sondern besonders auch die Erzeugnisse des Landes, mit welchem letztern

er fast gar nicht in Berührung kommt, kennen zu lernen. Da ich nur ein einziges Mal einen kleinen Ausflug außerhalb der Stadt, und dabei wenig Beobachtungen machen konnte, so will ich das Vorzüglichste, was mir von Früchten und andern Lebensmitteln zu Gesichte kam, anführen. Der Reiß, in ganzen Körnern, geschroten oder zu Mehl gemahlen, gehört zu den hauptsächlichsten Gegenständen, weil die Chinesen ihn Statt des Brodes genießen, und in großer Menge erbauen. Auch an Weizen, Gerste und indischem Korn herrscht kein Mangel, ob man schon erstern nur zu Backwerk, und letztere bloß zu Futter für das Vieh benutzt. Von Erd- und Baumfrüchten, die unter den Lebensmitteln der Einwohner die nächste Stelle nach dem Reiß einnehmen, findet eine große Mannichfaltigkeit Statt. Außer den in Europa gewöhnlichen Wurzeln, Kräutern und Hülsenfrüchten, gibt es auch viele, dergleichen in tropischen Ländern, oder bloß in China wachsen. Hierher gehören die Yamwurzeln, der Ingwer, den man roh oder eingemacht ißt, ferner die jungen Sprossen am Fuße des Bambusstammes, welche, in Essig mit Salz, Lauch und Pfeffer gelegt, unter dem Namen „Achia" oder „Achiar" auch bei uns bekannt sind. Guao ist eine Gattung weißer Wurzeln, von der Dicke der Möhren, aber länger, gegliedert wie Bambusstöcke und inwendig mit Röhren durchzogen; ihr Geschmack hat für den europäischen Gaumen nichts Angenehmes. Eine andere, die man Dotao nennt,

wird von den Einwohnern geröstet genossen, von den Europäern aber, wegen ihrer ungemeinen Herbe, nur zu Ragouts und Saucen gebraucht. Die chinesische Kartoffel ist eine ganz besondere Art, von länglicher Form, hat äußerlich eine bräunliche Farbe, und steht keiner andern an Wohlgeschmack nach. Gurken und mancherlei Kürbisse, süße und Wasser-Melonen sind sehr gemein, so wie auch verschiedene Arten Schwämme. An Baumfrüchten erzeugt die Umgegend von Canton, außer einer Menge in Europa ganz unbekannter Beeren, hauptsächlich zwei Arten vortrefflicher Apfelsinen, die eine von rothem, die andere von gelbem Fleische; ferner Pompelmusen, Tamarinden, Pisangs, Mangos, Guajaven, Weintrauben, und einige Arten säuerlicher Früchte, welche den Zitronen ähnlich, aber dennoch davon verschieden sind. Hierzu kommt noch Zuckerrohr, das auch wie Obst gegessen wird. Aepfel, besonders schöne Renetten, so wie Birnen, Pflaumen und Kirschen, Nüsse, Mandeln und Kastanien wurden ebenfalls auf den Märkten verkauft; man hatte sie aber aus den nördlichen Landschaften herzu gebracht. Was die Lebensmittel aus dem Thierreiche betrifft, so wird man bei dem ersten Besuche der Marktplätze gewahr, daß die Chinesen das Schweinfleisch jeder andern Gattung vorziehen. Es ist sehr schmackhaft, und die geräucherten Schinken finden in dieser Hinsicht kaum ihres Gleichen; sie wiegen selten mehr als acht bis zehn Pfund. Man muß sich indessen vorsehen, kein Fleisch von sol-

chen Schweinen zu kaufen, die von den Strandbewohnern mit Fischen gemästet werden, weil es dadurch einen ekelhaft thranigen Geschmack bekommt, was sich schon durch den Geruch verräth. Nächstdem verkauft man Hunde, Ziegen, Schafe und Kaninchen. Rind- und Büffelfleisch wird nicht sehr gesucht, daher es auch selten zum Vorschein kommt. Noch eher findet dieß mit dem Fleische der Esel und Pferde Statt, dessen Gebrauch die Tataren eingeführt haben. Außer Hasen ist mir kein Wildpret vorgekommen. Milch und Käse genießen die Einwohner von Canton nie, daher auch diese Nahrungmittel auf den Märkten nicht angetroffen werden. Ich sah hier zwar eine Masse, die dem Ansehen und der Schärfe des Geschmacks nach dem Käse gleicht; allein, sie wird von einer Art weißer Bohnen bereitet, welche man, wie bei uns das Sauerkraut, durch Einsalzen in Gährung bringt, nachher zu einem Brei stampft, und diesen, in große Kuchen geformt, trocknet. Eine der vorzüglichsten Marktwaaren sind die Fische, woran man einen großen Ueberfluß hat. Sie werden theils lebendig, theils getrocknet, geräuchert, oder eingesalzen, im Ganzen und in Stücke geschnitten verkauft. Eben so sah ich viele Austern, Muscheln, Schnecken, Krebse und Frösche. Letztere gehören zu den größten Leckerbissen der Einwohner; sie werden, zwei und zwei mit den Hinterfüßen an einander gebunden, lebendig in Körben nach der Stadt gebracht. Federvieh ist, nächst dem Schweinefleisch und den Fischen, jederzeit

zu bekommen; wenigstens fehlt es nie an Enten, Gänsen und Hühnern, und daher auch nicht an Eiern. Die Gänse sind unsern wilden ähnlich, dagegen die wilden unsern zahmen gleichen. Von Hühnern gibt es mancherlei Arten. Die mit Kronen auf dem Kopfe sind die theuersten, weßhalb die Verkäufer denen von der gemeinen Art die Kopffedern zu kräuseln pflegen, ein Betrug, der sich erst nach einigen Tagen offenbart. Die calecutischen hat man nicht einheimisch gemacht, wiewohl von den indischen Schiffen viele eingeführt werden. Außer den genannten rohen Eßwaaren verkauft man für die ärmern Volksklassen auch zubereitete Speisen, besonders gekochten Reiß und kleine Stücke gebratenen Speck, erwärmten Samsu und heißen Thee. Die Theeblätter, welche entweder ganz grün, oder zubereitet, d. i. geröstet und gerollt, auf den Marktplätzen feil geboten werden, kommen von der Insel Honam, die Canton gegenüber liegt. Dieser Theeart bedienen sich bloß die Einwohner, indem sie den Europäern nicht behagt, ob schon sie ihnen als ein Mittel zur Stärkung einer schwachen Brust bekannt ist. Die übrigen finden sich, als nicht in der Gegend erzeugte Gewächse, bloß in den Gewölben der Kaufleute, was auch mit dem Arack, der von Goa und Batavia kommt, so wie mit den von Indien gelieferten Vogelnestern und andern chinesischen Leckerbissen der Fall ist. Dieselbe Bewandtniß hat es mit allen Erzeugnissen, die nicht

zu den eigentlichen Lebensbedürfnissen gehören, z. B. mit Farbehölzern, mit Kampher, Tusche, Harz, Firniß u. m. a. Dagegen verkauft man diejenigen, welche zwar entbehrlich, aber für den Chinesen ein Bedürfniß sind, nämlich Taback und Opium zum Rauchen, Betel und Areka zum Kauen, nicht nur auf den Märkten, sondern auch an allen Gassenecken. Der Taback gleicht dem türkischen.

14.

Beschreibung der Einwohner von Canton — ihre körperliche Beschaffenheit — Tracht — Sprache. Die Sprache und die Schrift der Chinesen überhaupt, ihre Art zu schreiben und Bücher zu drucken, ihr Papier u. s. w.

Ich gehe nun in meiner Beschreibung zu den Einwohnern über. Was ihre körperliche Beschaffenheit betrifft, so gleichen sie in der Gesichtsfarbe den südlichen Europäern, diejenigen ausgenommen, welche täglich den Sonnenstrahlen ausgesetzt, und daher braun gefärbt sind. Ihr Gesicht ist breit und flach, doch stehen die Knochen über dem Auge etwas hervor, so daß sie mit dem Kinn ein Dreieck bilden. Sie haben eine breite, stumpfe Nase, kleine Augenbraunen, große abstehende Ohren, und schlichte, schwarze Haare. Ihr Körper ist wohlgestaltet und von mittler Größe.

Die Männer scheren das Hauptthaar ab, ausgenommen das auf der Scheitel, welches, in einen Zopf geflochten, hinten herab hängt; dieß heißt das Peneseh.

Bejahrte, und überhaupt alle, die wenig Haare haben, durchflechten das Peneseh mit Band, um es ansehnlicher zu machen, und sich von den Verbrechern zu unterscheiden, welchen es zur Beschimpfung abgeschnitten wird. Nur Hausväter dürfen einen Schnurrbart tragen, worauf sie einen großen Werth setzen. Die Nägel an den kleinen Fingern pflegt man lang wachsen zu lassen, und sie sehr rein und durchsichtig zu halten, auch während der Nacht mit Kapseln von Bambus zu verwahren; diesen Staat können jedoch nur solche Personen machen, die keine Handarbeit verrichten. Uebrigens gilt Beleibtheit für eine Schönheit, und gibt, als Zeichen des Wohlstandes, einen Anspruch auf Hochachtung, so wie Magerkeit das Gegentheil bewirkt.

Was die Kleidung der Männer betrifft, so trägt man auf dem bloßen Leibe eine Aermelweste von weißem Zeuge, und dergleichen weite Beinkleider, die über den Hüften und unter den Knieen zugeschnürt sind. Ueber die Weste werden zwei unsern Schlafröcken ähnliche Gewänder angezogen, die weder Falten noch Unterfutter, Aufschläge oder Taschen haben. Das untere sieht weiß, das obere veilchenblau, dunkelblau oder schwarz aus. Ersteres ist etwas länger, als das letztere, und geht beinahe bis auf die Füße. Es hat weite Aermel, die sich bis über die Hände herab ziehen lassen. Die des andern sind zwar auch weit, reichen

aber nur bis zum Handgelenk. Diese Röcke werden von kleinen vergoldeten Knöpfen, mittels schlingenweise fest genähter Schnüre, vorn zusammen gehalten, so daß sie die Brust doppelt bedecken. Hierzu kommt, wenn man einen Besuch erhält oder abstattet, noch ein dritter, der eine andere Farbe als die vorigen, aber dieselbe Form hat. Der Hals wird bloß gelassen. Ob die hier genannten Kleidungstücke aus Taffet, Atlas oder baumwollenem Stoffe bestehen, hängt von dem Stand und Vermögen des Eigenthümers ab. Die Strümpfe sind jederzeit von starkem buntfarbigen Atlas, wie Stiefeln gemacht, und ihre Ränder und Zwickel mit bunter Seide, bei den Vornehmen mit Gold und Silber gestickt. Die Schuhe, welche bisweilen mit den Strümpfen zusammenhängen, sind von Schweinsleder verfertigt, und haben Sohlen von geölter dicker Pappe, ohne Absätze; das Oberleder ist ausgenäht. Auf dem Kopfe trägt man kegelförmige, oder auch den so genannten Käppchen ähnliche Mützen von schwarzseidenem Zeuge, mit einem Gebräme von gleichfarbigem Sammet; auf ihrer Spitze, d. i. da, wo die Näthe zusammen laufen, befindet sich ein Knopf, um welchen man Büschel von rother ungesponnener Seide befestigt, die bis an den Rand frei herab hängen. Zu einem vollständigen Anzuge gehört noch ein seidener Gürtel, ein Beutel für das Geld, ein anderer für den Taback und das übrige Geräth zum Rauchen, was alles an Schnüren um den Leib befestigt ist.

Stöcke sind nicht gebräuchlich, desto mehr aber Sonnenschirme, welche von Bambusholz und schwarzem Wachspapier gemacht sind. Im Winter legen die Chinesen wohl ein Dutzend der beschriebenen Röcke an, und zwar so, daß unten und an den Aermeln einer vor dem andern hervorragt. Viele nehmen in dieser Jahreszeit auch einen mit Pelz gefütterten, seidenen Mantel, oder einen von schwarzem Tuche um. Den Hals umwickeln sie alsdann mit einem seidenen Shawl, oder einem Streifen Pelzwerk, der oft einen großen Werth hat. In Ermangelung der Handschuhe halten sie, um die Hände zu erwärmen, eine lebendige Wachtel dazwischen. Daß die hier beschriebene Kleidung nur von den höhern und mittlern Ständen getragen wird, bedarf kaum einer Erwähnung. Die niedern Volksklassen begnügen sich mit einem kurzen, schwarzfarbigen Rock, und mit weißen Schifferhosen, beides von baumwollenem Zeuge. Sie gehen barfuß und oft ohne Kopfbedeckung. Diejenigen, welche sich viel in der Sonne aufhalten, z. B. Landleute, oder Fischer, gebrauchen niedergekrämpte Hüte von Bambusstäben, auch von Reißstroh. Tagelöhner, Träger und Knechte — die man insgemein Kuli's nennt, — so wie die armen Leute auf den Schampanen, haben oft keine andere Bekleidung, als die Hosen. Im Regenwetter tragen sie Anzüge von Binsen, und suchen im Winter sich vor der Kälte zu schützen, so gut sie können. Uebrigens darf Niemand sich über seinen Stand kleiden, indem

Jedem besondere äußere Kennzeichen vorgeschrieben sind. Die Mandarinen von den obersten Klassen tragen die Zeichen ihrer Würde, z. B. einen glänzenden, mit Gold oder Silber gestickten Tiger oder Phönix, auf der Brust und dem Rücken. Andere haben zwei Eichhornschwänze hinten an der Mütze, andere zwei Pfauenfedern. Ueberdem erkennt man die Stände nicht nur an der Zahl der Perlen, und den sonstigen Zierrathen auf dem Gürtel, sondern hauptsächlich auch an dem Knopf auf der Mütze, indem er bald von Gold, bald von Perlen, Korallen, oder bunten Edelsteinen verfertigt ist.

Von der Kleidung der Frauen, so wie von allem übrigen, was dieselben betrifft, weiß ich als Augenzeuge wenig zu sagen, weil sie von den vornehmsten bis zu denen der Handwerker sich nie sehen lassen. Ich bemerkte bloß in den Werkstätten der Schneider, daß die für die Damen bestimmten Anzüge denselben Zuschnitt, wie die männlichen hatten. Bei den Goldschmieden kam mir bisweilen weiblicher Kopfputz zu Gesicht. Er bestand meistens in Netzen von Silberdraht, die mit mancherlei Figuren von Gold, Edelsteinen und Perlen geschmückt, bisweilen auch mit einem Futter von rothem Sammet versehen waren. Uebrigens ist es bekannt, daß die Weiber sich nur durch den Kopfputz von den Männern unterscheiden, indem sie das schöne lange Haar in einen zierlichen Knoten oder Kranz

auf dem Wirbel zusammen winden, und gewöhnlich mit goldenen Nadeln, mit Federn, Bandschleifen oder künstlichen Blumen bestecken, welche letztere, wie die in allen Kaufläden befindliche Menge derselben zeigt, starken Abgang finden. Da die Chinesinnen von der weißen Schminke starken Gebrauch machen, so wird ihr Gesicht vor der Zeit mit Runzeln bedeckt. Bekanntlich haben sie unnatürlich kleine Füße, und daher einen unsichern, wackelnden Gang, bisweilen nicht einmal die Fähigkeit zu gehen, weil ihre Füße von Kindheit an, zu ihrer größten Qual, in enge Schuhe von Eisen oder Kupfer gepreßt werden, die man ihnen nicht eher wieder abnimmt, als bis der Körper seinen völligen Wuchs erreicht hat. Diese Verstümmelung der Füße, die wahrscheinlich Anfangs bloß durch die Eifersucht der Männer veranlaßt wurde, ist der Stolz des weiblichen Geschlechts, indem es dadurch zu erkennen gibt, daß es müßig und im Wohlstande lebt, so wie sie in den Augen der Männer für die größte Zierde gilt, ohne welche kein Weib Ansprüche auf Schönheit und Achtung machen kann. Diese Verdorbenheit des Geschmacks geht so weit, daß die Engländerinnen, welche dann und wann mit ihren Männern nach Canton kommen, von den Einwohnern schon oft mit den Pfauen verglichen worden sind, welche zwar eine schöne Gestalt, aber — schlechte Füße haben.

Diejenigen Mädchen, welchen die Armuth ihrer

Aeltern jene Verschönerung nicht gestattet hat, bekommen nur Männer aus den niedern Ständen; und solche Weiber sind die einzigen, welche man auf den Gassen in Canton sieht, obschon auch nur selten, weil viele sich ihrer großen, d. h. natürlich gebauten Füße schämen. Die Weiber auf den Schampanen sind über dieses Vorurtheil hinaus, und beinahe zu wenig besorgt, ihre Gestalt zu verbergen. Oft haben sie keine andere Bekleidung, als ein Paar zerrissene Schifferhosen, wozu höchstens noch ein altes, die Brust bedeckendes Tuch kommt. Dessen ungeachtet unterlassen sie nie, das Haar auf dem Kopfe in einen artigen Knoten zu knüpfen und mit silbernen Nadeln, mit natürlichen oder papiernen Blumen, mit Hahnfedern und andern wohlfeilen Gegenständen dieser Art zu schmücken. Bisweilen tragen sie Strohhüte, welche mit Blumen oder mit Band geziert sind. Eine Frau in solchem Anputz, die, mit der Tabakspfeife im Munde und mit einem auf dem Rücken festgebundenen Kinde, am Ruder steht, ist keine seltene Erscheinung.

Da Canton der Sammelplatz von Kaufleuten aus allen Theilen des Reichs ist, so wird daselbst das Chinesische in vielen Mundarten gesprochen; überdem reden die dortigen Tataren, ob sie schon in jeder andern Hinsicht den ursprünglichen Einwohnern gleichen, eine ganz besondere Sprache. Ich schränke hier meine Bemerkungen bloß auf die chinesische im Ganzen ein.

Diese Sprache hat mit keiner andern etwas gemein, und gehört zu den einfachsten und am wenigsten ausgebildeten. Sie besteht bloß aus einsylbigen Wörtern, die einen Stimm- und einen einzigen vorangesetzten Mitlaut haben. Obschon den Mitlauten das B, D, R, X und Z fehlen, so gibt es doch andern Theils einige uns ganz fremde, deren Klang wir nur durch Zusammensetzung mehrer einigermaßen nachbilden können; daher es kommt, daß in chinesischen Wörtern, mit unsern Schriftzeichen geschrieben, oft zwei bis drei hinter einander erscheinen. Den Chinesen sind zwei hinter einander unaussprechbar, und wo sie dergleichen in ausländischen Wörtern finden, fügen sie jedem einen Stimmlaut bei. Solche einfache Wurzellaute haben sie gegen vierhundert. Diese vervielfältigen sie durch eine Menge verschiedener Betonungen, wodurch sie verschiedene Bedeutungen erhalten; daher z. B. das Wort „Tsehu", je nachdem die Stimme erhöht oder vertieft, kurz abgebrochen, etwas länger, oder gesangartig ausgedehnt wird, bald einen Hausvater, bald ein Schwein, eine Küche, einen Pfeiler und mehr andere Dinge bedeutet. Durch diese vielfache Betonung und durch die Aspiration erhält die Sprache, nach der höchsten Berechnung, in Allem gegen achttausend Wörter, welche, mit Hülfe der verschiedenen Zusammensetzung und Stellung, hinreichen müssen, die sämmtlichen Begriffe von sinnlichen und übersinnlichen Gegenständen auszudrücken. Da die Wurzeln einsylbig sind, so gibt es keinen Un-

terschied der Redetheile, auch fällt alle eigentliche Biegung weg; daher der Ausdruck unbestimmt und dunkel ist. Die mannichfaltigen Bedeutungen der Wörter und die feinen Unterschiede in der Aussprache aufzufassen, kostet selbst den Eingebornen viel Zeit und Mühe; die meisten sind kaum mit dem dritten Theile derselben bekannt, und diejenigen, welche sie zur Hälfte inne haben, machen Ansprüche auf Gelehrsamkeit. Die Europäer können nur durch einen vieljährigen Aufenthalt im Lande einige, wiewohl sehr unvollkommene Kenntniß der chinesischen Sprache erwerben, weil viele Töne unerreichbar für ihr Ohr und unaussprechbar für ihre Zunge sind. Aus dem Grunde sehen diejenigen Einwohner von Canton, welche mit ihnen Verkehr haben, sich genöthigt, die Sprachen derselben zu erlernen, wobei sie auch eine große Gelehrigkeit zeigen. Nicht nur die im Dienste der Europäer stehenden Knechte und Arbeiter, sondern auch Kaufleute und Handwerker sprechen englisch und portugiesisch, viele auch französisch und holländisch, und einige sogar schwedisch und dänisch. Dessen ungeachtet gehört einige Zeit dazu, sie verstehen zu lernen, weil sie die europäischen Wörter mit fremdartigen Vocalen und Accenten, und eine Sprache mit der andern, besonders der portugiesischen, vermischen; überdem haben sie das Vorurtheil, daß der Europäer seiner eigenen Muttersprache nicht mächtig ist, wenn er die von ihnen gebildete Mundart unverständlich findet. Indeß besitzen sie eine vorzügliche

Kunst, in Fällen, wo ihre Rede nicht begriffen wird, sich durch Geberden auszudrücken.

Eben so viel Sonderbares, als die Sprache, hat auch die Schrift der Chinesen. Sie ist weder eigentliche Hieroglyphen-, noch Sylben-, noch Buchstabenschrift, sondern stellt die Begriffe, und zwar jedes Merkmal derselben durch ein eigenes Zeichen dar, ohne mit dem Ausdruck in der Sprache verbunden zu sein. Man kann daher, wenn auch unbekannt mit der letztern, dennoch ein chinesisches Buch verstehen, wie dieß z. B. mit den Einwohnern von Tunkin, Cochin-China und Japan der Fall ist, welche, weil sie die Schriftzeichen der Chinesen kennen, die Bücher derselben lesen, ungeachtet sie nicht ihre Sprache reden. Der chinesischen Schrift liegen sechs theils gerade, theils krumme Linien zum Grunde, welche zunächst die zweihundert und vierzehn Schlüssel oder Urzeichen bilden, womit alle übrige Zeichen, deren Zahl sich auf achtzigtausend beläuft, zusammengesetzt sind. Diese alle dem Gedächtniß einzuprägen, reicht kein Menschenleben hin; indessen sind schon acht bis zehntausend hinreichend, ein gewöhnliches Buch zu verstehen.

Die Chinesen schreiben von der Rechten zur Linken, von oben nach unten, und fangen ihre Bücher da an, wo die unsrigen aufhören. Ihr Papier wird von der innern Rinde des Bambusbaums und ver-

schiedener anderer Bäume, jedoch nur aus der zweiten, sehr weichen und weißen Schale verfertigt. Es hat ein ungemein großes Format — man macht Bogen von sechs bis zwölf und mehr Fuß — und, außer der weißen Farbe, keine Aehnlichkeit mit dem europäischen. Da es ungemein dünn, und auf der einen Seite glatt wie ein Spiegel, auf der andern aber rauh ist, so beschreiben sie nur die erstere. Hierzu bedienen sie sich eines Pinsels von Kaninchenhaaren und der schwarzen Tusche, welche sie mit Wasser auf einer marmornen, glatt polirten Tafel, die einen niedrigen Rand und nicht völlig die Größe einer Theeschale hat, anmachen. Rothe Tusche wendet man nur zu Aufschriften und Titeln der Bücher an. Es gibt in Canton aber auch ein stärkeres Papier, das sich zum Schreiben mit Feder und Tinte vortrefflich eignet, und daher von den Europäern gebraucht wird; es führt den Namen „Macaopapier". Das Druckpapier ist so dünn, wie eine Eihaut; weil es durchschlägt, bedruckt man es nur auf einer Seite. Dieß geschieht nicht mit beweglichen Schriftzeichen, sondern auf die Art, wie wir den Kattun drucken, nämlich mit ausgeschnitzten Holztafeln. Das Format der Bücher kömmt unserem Regaloctav am nächsten.

Von dem Reichthum, welchen China an Büchern besitzt, ward ich in den Vorstädten von Canton wenig gewahr; diejenigen, welche mir zu Gesicht kamen, wa-

ren in dünnes, weißes Papier geheftet. Desto häufiger sind Kalender; man verkauft sie auf allen Marktplätzen und Gassen. Ausländische Schriften sind nirgends anzutreffen, mit Ausnahme der englischen Zeitung, zu deren Druck die dortigen Engländer eine besondere Presse unterhalten.

15.

Einiges über die Staatsverfassung des chinesischen Reichs, und über ihren Einfluß auf die geistige Ausbildung der Einwohner. Bemerkungen, die in China eingeführten Religionen und besonders die des Fo betreffend.

Bevor ich in meiner Beschreibung weiter gehe, scheint es mir nöthig, einige Bemerkungen über die Staatsverfassung China's voraus zu schicken, weil sich nur hieraus die Sonderbarkeiten und die Widersprüche erklären lassen, auf welche man bei Erwägung alles dessen stößt, was den Geist und Charakter, so wie die Sitten, Gebräuche und mechanischen Fertigkeiten der Einwohner betrifft. Obschon die alte Geschichte der Chinesen äußerst fabelhaft ist, so geht doch so viel daraus hervor, daß sie in den frühesten Zeiten mehre kleine, von eigenen Königen beherrschte Völker bildeten, die eine eigenthümliche Verfassung und einen für das damalige Zeitalter hohen Grad des Kunstfleißes besaßen, bis sie in den noch jetzt bestehenden großen Staatskörper vereinigt wurden. Die Beherrscher dieses Reichs gaben zwar viel gute moralische Gesetze, suchten aber die Gewalt über ihre Unterthanen auf eine Art zu befestigen, die alle Kunstgriffe des Despotismus für

erlaubt hielt; es wurden nicht nur den Handlungen, sondern auch den Gedanken Fesseln angelegt. Um die Schätze des Volk an sich zu ziehen, und es beständig in Furcht zu erhalten, überschwemmte man das Land mit Beamten oder Mandarinen, welchen sogar die Gewalt verliehen wurde, alle Verbrecher, wenn sie nicht des Todes schuldig sind, auf der Stelle bestrafen zu lassen, ohne sie erst in Verhaft zu nehmen. Einem vornehmen Mandarin gehen auf der Straße wohl hundert Henker voran, welche mit Peitschen, Bambusröhren und Ketten versehen, durch ein wildes Geschrei die Ankunft desselben verkündigen. Unterläßt nun Jemand, sich auf die Seite zu stellen und die größte Ehrfurcht zu bezeigen, so setzt er sich der schwersten Bestrafung aus. Ungeachtet dieser Macht befinden sich die Staatsbeamten in keiner viel bessern Lage, als das von ihnen geplagte Volk, weil jeder von den andern bewacht wird. Läßt sich einer das geringste Dienstversehen zu Schulden kommen, so ist er nicht sicher, von dem Kaiser seines Amtes entsetzt, oder mit der Todesstrafe belegt zu werden. Daher lassen auch die vornehmsten, um ihre Unterwürfigkeit an den Tag zu legen, stets die Werkzeuge ihrer Hinrichtung, nämlich Ketten und Hirschfänger, in Koffern vor sich hertragen. Mit den Ketten fesseln sie sich selbst, wenn der Kaiser es befiehlt. Diesen mächtigen Fürsten verehrt die Nation wie ein überirdisches Wesen. Das gemeine Volk darf ihn nicht einmal sehen. Ueberall, wohin er

kommt — wobei ihm jederzeit 2000 Henker oder Lictoren vorangehen, — müssen die Leute sich in die Häuser verschließen, und wer sich unglücklicher Weise auf der Straße befindet, kann dem Verderben nur dadurch entgehen, daß er sich mit dem Gesicht auf die Erde wirft. Aus dem Grunde hat auch kein chinesisches Haus Fenster an der Vorderseite. Wenn dem Kaiser die Hofbeamten sich nähern, so berühren sie den Fußboden neunmal mit dem Kopfe, und erwarten seine Befehle auf den Knieen. Selbst diejenigen, welche ihn täglich umgeben, sind nicht frei von dieser Bezeigung übertriebener Ehrfurcht. Die Minister dürfen ihm nur dann Rath ertheilen, wenn er ihn verlangt, nie aber, bei Verlust des Lebens, Vorstellungen gegen seine Befehle machen. Auf diese Weise erstreckt sich die Sklaverei von dem niedrigsten Unterthan bis auf die Prinzen. Neben diesem groben Despotismus wendeten China's Beherrscher auch feine Kunstgriffe an, ihre Macht zu sichern. Sie ertheilten jedem Hausvater eine unumschränkte Gewalt über seine Kinder, und selbst über diejenigen Söhne, welche zu einem höhern Stande, als er selbst einnimmt, gelangt sind, so daß sie das Leben verlieren, wenn jener sie verklagt und bei der Anklage beharrt. Daher prägt man auch den Kindern von Jugend auf den Grundsatz ein, nie weiser, als der Vater ist, werden zu wollen. Durch diese und andere Mittel wurde der Zweck, die Menschen an sklavischen Gehorsam zu gewöhnen, jede Einricht=

ung bei der bestehenden Form zu erhalten, und dem Geiste der Neuerung zu steuern, welcher überhaupt dem Asiaten nicht eigen ist, vollkommen erreicht. Aus demselben Grunde erließ man, außer den eigentlichen Gesetzen, auch eine Menge Verordnungen, welche die Ceremonieen bei jeder Handlung im bürgerlichen und häuslichen Leben, z. B. bei Besuchen, Heirathen, Begräbnissen u. s. w. ausführlich bestimmen. Sie erhielten in der Folge gesetzliche Kraft; und es wurde ein besonderes Tribunal niedergesetzt, um über deren Befolgung zu wachen. Die Regenten ließen es jedoch bei diesen Beschränkungen des freien Willens nicht bewenden. Sie führten die Religion des Fo aus Indien ein, weil sie geschickter, als die des Confucius ist, die Sinne des Menschen zu beschäftigen, und ihn vom Nachdenken über das Uebersinnliche abzuhalten. Ferner verboten sie alle Reisen außerhalb des Landes, und erklärten diejenigen für unehrlich, welche dergleichen unternehmen, so wie sie auch Schriften verbreiteten, worin China als das vollkommenste und glücklichste aller Länder, die übrigen aber als unglücklich und verachtenswerth geschildert werden. Kurz, sie setzten ihre Unterthanen außer aller Verbindung und Bekanntschaft mit der übrigen Welt, wodurch dem Einfluß fremder Nationen, so wie auch dem Auswandern vorgebeugt wurde. Die Schifffahrt nach gewissen nahe gelegenen Ländern und die Handelsverbindung damit gestattete man erst in spätern Zeiten. Die Chine-

sen auf Java und in andern Gegenden Indiens, sind zur Zeit der Unruhen, während welcher die Tataren sich des Reichs bemächtigten, ausgewandert. Der vorzüglichste Kunstgriff, welchen die chinesische Regierung zur Erhaltung der eingeführten Verfassung und Gebräuche anwendete, war, daß sie die Sprache und die Schrift unabänderlich festsetzte. Hätte man der Ausbildung derselben freien Lauf gelassen, so würden die Wissenschaften nicht auf der niedrigen Stufe der Entwickelung stehen geblieben, sondern von den Gelehrten, trotz aller Bedrückungen, erweitert worden sein, Statt daß sich diese jetzt bis in ihr vierzigstes oder funfzigstes Jahr mit der Erlernung der so schwierigen Schrift und Sprache beschäftigen müssen, um gegen das Ende ihres Lebens die uralten Klassiker entziffern zu können, die außer der Reichsgeschichte, den Gesetz- und Ceremonieen-Büchern, einigen moralisch-religiösen, poetischen, und mehren guten, den Ackerbau und die Kräuterkunde betreffenden Schriften, lächerliche Fabeln von fremden Ländern und abgeschmackte Begriffe von den Erscheinungen in der Natur enthalten. Die Regierung wollte nie Erweiterung der Wissenschaften, da die Staatsverfassung mit der Aufklärung des Volks nicht bestehen kann. Desto mehr nahm sie den Ackerbau, die Verfertigung des Porzellans, der Seidenwaaren, und überhaupt mechanische Fertigkeiten, die den Reichthum des Landes und die Staatseinkünfte unmittelbar vermehren, in ihren Schutz. So geschah es denn, daß,

obschon der Thron des chinesischen Reiches mehrmal, besonders in neuern Zeiten, erschüttert wurde, dennoch die Verfassung desselben seit Jahrtausenden sich unverändert erhielt, weil die Herrscher nie Ursache hatten, damit unzufrieden zu sein. Eben so geschah es, daß die Sitten und Gebräuche, wie die Wissenschaften und Künste, auf derselben Stufe stehen blieben, während das mechanische Talent allein ausgebildet wurde.

Man sieht hieraus, daß es nicht, wie einige Schriftsteller behaupten, die natürliche Beschaffenheit des Chinesen ist, welche ihn zu geistiger Bildung unfähig macht. Nur zu oft beweis't er im Handel, daß er uns an Scharfsinn übertrifft, und diesen auch in andern Fällen anwenden würde, wenn nicht die Gesetze und uralten Gewohnheiten seiner Selbstthätigkeit Fesseln anlegten. Ueberdem zeigt schon seine Gesichtsbildung, daß er mit guten Verstandeskräften begabt ist; wenigstens verrathen nur wenige, selbst aus den geringern Volksklassen, jene Rohheit und Geistesarmuth, die man bei andern Nationen so häufig findet.

Bekanntlich gibt es in China drei Hauptreligionen, nämlich die des Kong-fu-tse (Confucius), zu welcher der edlere Theil der Nation sich bekennt, ferner die des Lao-kiun, und die des Fo, welche die meisten Bekenner zählt. Die Hofreligion besteht seit 1644 in der lamaischen. Außerdem finden sich mancherlei heidnische Sekten, so wie Juden, Mahomedaner und auch Christen im Lande. Ich theile hier nur einige Be-

merkungen über die Religion des Fo mit, weil sie in Canton die herrschende ist. Sie wurde vom Kaiser Ming XV. auf Veranlassung eines vorgeblichen Traums, daß der wahre Heilige in den westlichen Ländern zu suchen sei, 65 Jahre vor Christi Geburt aus Indien eingeführt und entstand aus der bramanischen, oder, was wahrscheinlicher ist, aus der Lehre des Buddha; denn nach Morrison haben die Chinesen den Buddha der Indier, weil sie das B nicht aussprechen können, in Fuhdha oder Fohdha verwandelt, woraus man in der Folge Fo machte. Allein, nach der Behauptung seiner chinesischen Anhänger war er der Sohn eines Königs von Kaschmir, Infang-wang genannt; er selbst hieß Sche-kia oder Scha-ka, und lebte ungefähr 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Um seinen göttlichen Ursprung und seine Bestimmung als Erlöser des Menschengeschlechts darzuthun, gibt man in Hinsicht seiner Geburt, seines Lebens und Todes die wundervollsten Umstände an. Unter andern wird behauptet, daß er in dem Augenblick, als er auf die Welt kam, aufrecht auf den Füßen stand, dann sieben Schritte vorwärts that, und, die eine Hand gen Himmel, die andere auf die Erde gerichtet, deutlich ausrief: „Außer mir ist Niemand, weder im Himmel noch auf Erden, der Anbetung würdig." Nach seinem Tode erwies man ihm, unter dem Namen Fo, göttliche Ehre. Die von ihm verbreitete Lehre zerfällt in die öffentliche und die geheime. In letztere, welche eine Art Atheismus ist,

sind nur die Oberhäupter der Religion eingeweiht. Die öffentliche enthält die moralischen, dem Christenthum sich nähernden Grundsätze. Sie unterscheidet das Gute von dem Bösen; wer Gutes im Leben gethan hat, wird nach dem Tode belohnt, im Gegentheile bestraft. Für die guten und bösen Seelen, sagt sie, seien gewisse Plätze nach ihren Verdiensten bestimmt. Der Gott Fo sei geboren die Menschen zu erretten, und die Irrenden auf den Weg zur Seligkeit zu führen; er habe ihre Sünden abgebüßt, und ihnen eine selige Wiedergeburt in der andern Welt erworben. Die vorzüglichsten Gebote sind: kein lebendes Geschöpf zu tödten, kein fremdes Gut an sich zu bringen, Stolz, Unreinlichkeit und Unkeuschheit zu meiden, so wie nicht zu lügen und keinen Wein zu trinken. Uebrigens empfiehlt diese Religion, Werke der Barmherzigkeit auszuüben, Tempel zu bauen, und freigebig gegen die Priester zu sein. Sie lehrt eine Seelenwanderung, und daß böse Menschen nach ihrem Tode in die unreinsten und schlechtesten Thiere fahren werden. Auch der Glaube an eine Vorherbestimmung steht mit ihr in Verbindung, daher z. B. beim Ausbruch einer Feuersbrunst keine Anstalten zum Löschen getroffen werden, so daß die Vorstätte von Canton schon mehrmals würden ganz abgebrannt sein, wenn nicht die Europäer das Unglück verhütet hätten. Ueber die Gottheit nachzudenken ist nicht erlaubt, weßhalb die Begriffe davon sehr sonderbar sind. Man verehrt sie unter dem

Bilde des Fo, und schafft sich auch Untergötter aus den verstorbenen frommen Kaisern, aus Männern, die sich um das Reich, oder bloß um einige Familien verdient gemacht haben. Eben so werden die Sonne, der Mond und die übrigen Himmelskörper zu den göttlichen Wesen gezählt. Auch glauben die Chinesen, daß es gute Geister, so wie Gespenster und einen Teufel gebe, daher das geringste Geräusch in ihren Häusern sie in Schrecken setzt. An den Teufel richten sie oft fromme Gebete, damit er ihnen kein Uebel zufüge. Der Gottesdienst besteht hauptsächlich darin, daß Jeder mehrmal des Tages vor seinem Hausgötzen betet, mit Sandelholz räuchert, Goldpapier verbrennt, und Speisen und Getränke niedersetzt. Diese religiösen Gebräuche verrichten die Leute besonders auch dann, wenn sie irgend etwas von einiger Wichtigkeit unternehmen, damit die Gottheit ihnen beistehen möge. Nur an gewissen Festtagen gehen sie in die Pagoden, um ihre Opfer darzubringen; dem täglichen Gottesdienste der Priester wohnen sie bloß als Zuschauer bei, indem sie außen vor dem Gitterthor der Pagode niederknieen. Die zahlreichen Priester oder Bonzen führen ein klösterliches Leben; sie entsagen der Ehe, und essen weder Fleisch noch Eier. Sie kleiden sich in graue, bis auf die Füße reichende, mit sehr weiten Aermeln versehene Röcke. Um den Hals tragen sie eine große Perlenschnur. Der Kopf ist ganz geschoren. Ihre gottesdienstlichen Handlungen bestehen hauptsächlich darin,

daß sie, paarweise hinter einander, um den Altar ziehen, wobei sie bisweilen stille stehen, und, die Hände zusammen gefaltet oder gen Himmel gehoben, ihre Gebete hersagen, bisweilen auf das Gesicht niederfallen, und zwar jederzeit dreimal hinter einander. Nachher räuchern sie mit Sandelholz, und bringen ihre Opfer dar. Zu gleicher Zeit wird getrommelt, an Glocken und an ein Gungung geschlagen, auch werden andere chinesische Instrumente gespielt. Diese Art Messe dauert gegen zwei Stunden, und während derselben beweisen die Bonzen eine so tiefe Andacht, daß sie nie ein Auge auf irgend einen Menschen richten. Bisweilen gehen sie auch in der Stadt herum und opfern in den Häusern. Außerdem beschäftigen sie sich mit Wahrsagen und dem Heilen der Kranken. Ihr Einkommen beruht auf den milden Gaben der Gemeine, welche sie von Zeit zu Zeit einsammeln. Hierbei ist von ihren Obern die Einrichtung getroffen worden, daß die Sammelnden ein Register bei sich führen, worein ein jeder Geber dasjenige, was er dem Kloster schenkt, aufzeichnet und unterschreibt, ein Kunstgriff, welcher nicht nur die Ehrlichkeit des Sammlers verbürgt, sondern auch die Eigenliebe des Gebers zur Freigebigkeit nöthigt. Von den Speisen und Getränken, welche das Volk in den Pagoden opfert, wird ihnen nichts zu Theil, weil es dieselben nach beendigtem Gottesdienst wieder nach Hause trägt. Uebrigens beschuldigt man die Bonzen, daß sie unter dem Schein der Selbstverläugnung und

Bescheidenheit, Stolz und Habsucht verbergen. Die in China gebräuchlichen Feste übergehe ich, da ich bloß dem bekannten Laternenfest beiwohnte, welches jährlich, zur Abwendung der Feuersbrünste, drei Abende hinter einander dergestalt gefeiert wird, daß man die Häuser innerlich und äußerlich mit unzähligen bunten Laternen und erleuchteten Figuren behängt, während aus denselben die Töne musikalischer Instrumente erschallen, und die Priester, in rothe Röcke gekleidet, aus dem einen in das andere gehen, um zu opfern.

16.

Die Fortschritte der Chinesen in den Wissenschaften und Künsten. Ihre Kenntniß von der Geographie und Astronomie. Beschreibung ihrer Art zu rechnen, nebst Angabe des Maßes, Gewichts und Geldes. Geometrie. Baukunst. Kriegskunst. Heilkunde. Apothekerkunst. Schiffkunst. Bildhauerkunst. Malerei. Musik. Die Leistungen der Uhrmacher, Goldschmiede, Arbeiter in Elfenbein, Knochen, Horn, Perlmutter u. s. w., der Tischler, Lackirer, Steinhauer, Müller, Branntweinbrenner, Eisenschmiede und Metallarbeiter, der Seiden- und Baumwollenwebereien, der Färber, der Hutmacher, der Cantoner Glasfabrik, der Barbiere u. a. Erwähnung einiger vorzüglich wichtigen Gewerbzweige, und Bemerkungen über den Ackerbau — sorgfältige Bereitung des Düngers.

In Hinsicht der geistigen Bildung stehen die Einwohner von Canton unter allen ihren Landsleuten auf der höchsten Stufe, indem die Europäer schon manches Licht über die falschen Meinungen derjenigen verbreitet haben, mit welchen sie in Berührung kommen. Diese Aufklärung kann jedoch, weil man sie vor der Regierung geheim halten muß, auf die Wissenschaften und Künste im Allgemeinen wenig oder gar nicht einwirken. Denn der große Haufe glaubt noch immer, daß die Erde eine viereckige Fläche, und China in der Mitte

gelegen, und mit Ländern umgeben sei, welche von den sonderbarsten Geschöpfen bewohnt werden; daß auf dem Boden des Oceans ein Ungeheuer sich befinde, welches durch sein sechsstündiges Ein- und Ausathmen die Ebbe und Fluth bewirke u. s. w. So abgeschmackt, wie die geographischen Begriffe, sind auch die von den Himmelskörpern. Schon drei Tage vor dem Eintritt einer Sonnenfinsterniß werden die Einwohner durch öffentliche Bekanntmachungen ermahnt, ihre Götzen anzurufen und ihnen Opfer darzubringen, damit die Sonne von dem sie bekämpfenden Ungeheuer nicht verschlungen werde. Es ist wahrscheinlich, daß dieß alles bloß geschieht, um das gemeine Volk in seiner Unwissenheit zu erhalten, und daß die Gelehrten besser unterrichtet sind; dessen ungeachtet hat noch kein chinesischer Sternkundige die Fähigkeit bewiesen, eine Sonnen- oder Mondfinsterniß gehörig zu berechnen. Dieß ist auch der Umstand, welcher den christlichen Missionarien den Aufenthalt in Peking sichert; denn man kann sie zur Verfertigung eines richtigen Kalenders nicht entbehren. Ihnen liegt das Geschäft ob, den astronomischen Theil desselben auszuarbeiten. Die einheimischen Gelehrten liefern bloß die astrologischen Zusätze. Von solchen Sterndeutungen wimmeln die Kalender; bei jedem Tage sind die Handlungen bemerkt, welche sich an demselben glücklich unternehmen lassen, z. B. das Bauen, das Heirathen, die Heilung verschiedener Krankheiten u. s. w. Die Jahre zählt man in

China nach der Regierung des Kaisers, daher mit jedem eine neue Zeitrechnung beginnt. Das Jahr enthält zwölf Monate. Diese bestehen theils aus dreißig, theils aus neun und zwanzig Tagen; die fehlenden eilf werden allemal im dritten Jahre eingeschaltet, so daß dieses dreizehn Monate hat.

Im Rechnen bedienen sich die Chinesen, Statt der Zahlen, eines mechanischen Werkzeuges, das bei ihnen „Sjån-phun" heißt. Es besteht in einer hölzernen Tafel, welche, der Länge nach, in zwei Hälften durch eine Leiste getheilt ist, die man mit mehr oder weniger, bisweilen 25 Querstiften besteckt, woran Rollen laufen. Letztere bedeuten auf der einen Seite 1, 10, 100 u. s. w., auf der andern fünfmal so viel, als die gegenüber befindlichen. Beim Rechnen werden die Rollen hin und her geschoben. Dieses Verfahren ist beim Zusammenzählen und Abziehen vortheilhaft, erschwert aber jede andere Art zu rechnen. Zu Bruchrechnungen ist es durchaus nicht geschickt, daher auch die Chinesen sich nie damit befassen. Verständen sie mit Zahlen zu rechnen, so würden sie das Geschäft mit großer Leichtigkeit verrichten, weil ihr Maß, Gewicht und Geld nach Zehnteln abgetheilt sind. Das Ellenmaß (Kubi) ist ungefähr 15 Zoll lang, und enthält 10 Pann, so wie das Pann eine gleiche Anzahl Kandarin. Die Elle wird im Handel bloß zu Holz und gewebten Zeugen angewandt; bei allen übrigen Gegenständen geht es nach dem Gewicht, daher man

auch kein Gefäßmaß gebraucht. Ein Pekul beträgt ungefähr 150 Pfund, und ein Katti den hundertsten Theil davon. Dieß macht das schwere Gewicht aus. Das leichtere besteht in dem Tel, welches der sechzehnte Theil eines Katti ist; es hält 10 Mes, ein Mes 10 Kandarin, und ein Kandarin eben so viel Kas. Mit diesen Gewichten wird alles Gold und Silber gewogen, und es dient zugleich zu Rechnungmünzen, weil in China, wie schon oben erwähnt wurde, nur Ein Kas schwere, gleichnamige Kupfermünzen geprägt werden. Unter den ausländischen Geldarten haben nur die Piaster einen bestimmten Werth, welcher 7 Mes und 4 Kandarin beträgt. Man schlägt den chinesischen Stämpel darauf, um sie von den falschen zu unterscheiden, die bisweilen in Umlauf kommen. In Ermangelung der Scheidemünze wird das Silber in Stücke geschnitten, daher die Käufer und Verkäufer, nebst der Wage, auch eine starke Schere bei sich führen.

In der Geometrie sind die Chinesen, wie in allen damit verwandten Wissenschaften, schlecht bewandert. Ihre Baukunst hat wenig mit geometrischen Verhältnissen zu thun. Die Thüren der Gebäude z. B. sind für das Ganze viel zu groß, die Fenster zu schmahl und zu lang. Die Säulen haben oben dieselbe Dicke wie unten, und überhaupt eine zu große Stärke; auch stehen sie zu dicht neben einander, so daß oft eine, die man mit vielen Centnern belasten könnte, kaum funfzig Pfund zu tragen hat. Die Festungen werden ganz

zweckwidrig angelegt, indem sie meistens einen Kreis bilden. Dessen ungeachtet kann ich den chinesischen Wohnhäusern Bequemlichkeit, und die Eigenschaft nicht absprechen, daß ihre Zierrathen, z. B. die großen Inschriften und Malereien an dem Mauerwerk, die Drachengestalten auf den Dächern, oder die blaue Glasur der Dachziegel, einen angenehmen Eindruck auf das Auge machen. Uebrigens weiß man die Steine sehr dauerhaft mit einander zu verbinden, daher viele der im Lande befindlichen Brücken und Thürme fast ein gleiches Alter mit den ägyptischen Pyramiden haben.

In der Kriegskunst sind die Chinesen sehr weit zurück. Die Kanonen ihrer Festungen haben keine Laffetten, sondern liegen auf der Erde, und ihren Flinten fehlt das Schloß, daher sie mit der Lunte abgebrannt werden. Die Geschicklichkeit der Offiziere beschränkt sich bloß auf gewisse körperliche Fertigkeiten; zu den Aufgaben bei ihrer Prüfung gehört unter andern, daß sie mit eisernen, 20—30 Pfund schweren Schuhen durch den Koth laufen können.

Die Heilkunst, welche bei allen gebildeten Völkern ein vorzüglicher Gegenstand des Forschens ist, wird in China bloß als Nebengeschäft, meistens von den Priestern, nach einem mechanischen Herkommen ausgeübt. Um eine gründliche Kenntniß des innern Körperbaues bekümmern sich die Aerzte eben so wenig, als um die tiefer liegenden Ursachen der Krankheiten. Ihrer Kunst genügt es, an dem Schlagen der Pulsadern, das sie

oft stundenlang untersuchen, zu erkennen, ob das Uebel in dem Magen, in der Lunge, oder den Gedärmen u. s. w. seinen Sitz hat. Leicht erkennbare Krankheiten heilen sie oft sehr glücklich, weil die Nation durch ihre Liebe zur Gärtnerei eine ziemliche Kenntniß von den Gewächsen, und von den Wirkungen, welche sie auf den menschlichen Körper äußern, erworben hat. Noch mehr Nutzen würde aus diesen Erfahrungen hervorgehen, wenn man ihnen allein folgte. Aber nur zu oft mischt sich der Aberglaube und die Habsucht der Regierung ein, welche letztere z. B. den Ginseng — wovon ich im II. Bändchen meiner Reisen ausführlich gesprochen habe, — noch immer als ein allgemeines Heilmittel empfiehlt, weil sie durch den Verkauf desselben, wozu nur sie berechtigt ist, ansehnliche Summen gewinnt. Das gemeine Volk macht fast in allen Krankheiten von diesem Mittel Gebrauch, daher man auch selten in eine Apotheke kommt, ohne es verkaufen zu sehen. Da die Aerzte immer nur einfache Arzneien verordnen, so sind den Apothekern chemische Mischungen unbekannt. Sie verfertigen nicht einmal Pulver, Pillen, Aufgüsse und dergleichen. Ihr ganzes Geschäft besteht darin, daß sie die gesammelten Kräuter und Wurzeln gehörig trocknen, reinigen, zerschneiden und in Gefäßen von Porzellan aufbewahren. Die Apotheken, deren es in Canton eine große Anzahl gibt, erkennt man an den Hirschgeweihen, die vor ihren Thüren und innerhalb derselben aufgehängt sind.

Die Schifffahrt der Chinesen ist bereits oben beschrieben worden; hier füge ich nur noch hinzu, daß sie nach dem, was ich von den geographischen, astronomischen und mathematischen Kenntnissen der Nation gesagt habe, sich auf keiner hohen Stufe befinden kann.

Was die eigentliche Bildhauerkunst betrifft, so ist sie in China kaum dem Namen nach bekannt. Die Abbildungen der Götzen bestehen, wie schon im Vorhergehenden gesagt wurde, aus Holz, oder aus Pappe. Ueberdem verfährt man bei der Verfertigung derselben auf die sonderbarste Weise. Denn der Kopf, der Leib, die Beine u. s. w. werden alle einzeln und von verschiedenen Arbeitern gemacht, und durch Pfähle, die man durch den Leib steckt, mit einander verbunden; das Ganze bekommt dann einen Anstrich mit Farben und Firniß. Bei einer solchen Zusammensetzung kann es nicht fehlen, daß die lächerlichsten Mißgestalten zum Vorschein kommen, weil die einzelnen Theile selten mit einander übereinstimmen. Eine größere Geschicklichkeit besitzen die Gypsbildner, besonders in Darstellung der Menschen und Thiere im Kleinen. Es lassen sich daher viele Europäer, die nach Canton kommen, von ihnen abbilden; und ich habe mehre dergleichen Figuren gesehen, welche in Hinsicht der Gesichtszüge, so wie der ganzen Gestalt und Bekleidung des Körpers eine sprechende Aehnlichkeit mit den Urbildern hatten.

In der Malerei legen die Chinesen den größten Werth auf lebhafte, in die Augen fallende Farben,

welche sie auftragen, ohne auf Licht und Schatten, und auf die Hervorhebung des Vordergrundes Rücksicht zu nehmen. Dabei bezeichnen sie die Umrisse eines jeden Gegenstandes durch starke Striche, was vielleicht daher kommt, weil sie allen Dingen bestimmte Gränzen geben. Zur richtigen Darstellung einer Landschaft sind sie ganz unfähig, da sie keinen Begriff von der Perspective haben; entfernte Gegenstände werden in die Höhe der Wolken gestellt. Die Potraitmaler gehen äußerst mechanisch zu Werke. Meistens entwerfen sie Umrisse zu Brustbildern in Vorrath, welche dann, wenn sich Jemand malen läßt, bloß ausgefüllt werden; bisweilen sind auch zwei oder drei mit Einem Bilde beschäftigt, weil derjenige, welcher den Kopf fertigt, sich mit der Kleidung oder dem Grunde nicht befaßt. Dessen ungeachtet gelingt es ihnen oft, ziemlich treue Darstellungen von ihren Landsleuten zu machen, weil diese in Hinsicht der Gesichtsbildung fast durchgängig denselben Zuschnitt haben. Wenn aber das Gesicht von den nationellen Zügen, womit sie vertraut sind, abweicht, so läßt sie ihre Kunst im Stiche; wenigstens haben sie noch nie einen Europäer ganz getroffen. Die beßten chinesischen Gemälde bestehen in Abbildungen von Häusern, Blumen, Schmetterlingen und andern Gegenständen, die keiner vorzüglichen Schattirung bedürfen. Uebrigens malt man auf Papier, auf Holz, Glas, Porzellan, Horn und Elfenbein.

Die Musik und der Gesang der Chinesen sind wild

und eintönig. Zu den beliebtesten Instrumenten gehören das Gungung, das Tambourin, die Trommeln und Pauken, die Querpfeifen, metallene Schalmeien und Trompeten, so wie die Zitter, das Brummeisen, der Triangel und ein Instrument, das, gleich dem des Hirtengottes Pan, aus mehren kleinen Pfeifen besteht. An der europäischen Tonkunst finden sie keinen Geschmack; unsern Gesang, besonders den der Portugiesen, pflegen sie mit dem Heulen des Hundes, und unser Violinenspiel mit dem Geschrei der Katzen zu vergleichen.

Es war eine lange Zeit erfoderlich, ehe die chinesischen Mechaniker das Getriebe einer Uhr begreifen lernten. Jetzt gibt es in Canton, so wie in andern großen Städten des Reichs, ziemlich geschickte Uhrmacher. Gleichwohl werden auf den Thürmen der Städte die Stunden noch immer, der alten Sitte gemäß, durch Sand- oder Wasseruhren angezeigt. — Die Goldschmiede sind als gute Arbeiter bekannt, aber auch als Leute, die mit ihrer Geschicklichkeit jede Art des Betrugs verbinden. Ihre Prüfsteine haben eine eiförmige Gestalt. — In Perlmutter und andern Muschelschalen, in Elfenbein, Knochen und Horn arbeiten die Chinesen so vortrefflich, daß ihnen der Europäer nichts von der Art an die Seite stellen kann. Die erhabenen Figuren auf den perlmutternen Dosen sind äußerst fein; man sollte glauben, sie wären mit Hülfe des Vergrößerungglases verfertigt, was jedoch nicht der Fall ist. Das Horn weiß man durch auflösende Dämpfe derge-

stalt zu erweichen, daß es wie Wachs sich trennen und zusammenfügen, und mithin in jede beliebige Form bringen läßt. In kaltes Wasser gelegt, erhält es wieder die vorige Härte. — Die Tischler sind nicht nur im Stande, alles europäische Hausgeräth, was ihnen zu Gesicht kommt, nachzuahmen, sondern liefern auch mancherlei hübsche Sachen von eigener Erfindung. Gleichwohl gebrauchen sie weit weniger Werkzeuge, als die unsrigen. In Ermangelung der Hobelbank und der Schraubestöcke setzen sie sich, um ein Bret zu behobeln, auf die Erde, drücken dasselbe gegen den Bauch, und halten es mit den Füßen fest. Ihre Beile sind an der linken Seite etwas ausgehöhlt; sie vertreten zugleich die Stelle des Hammers. Ihre Säge kommt mit der unsrigen überein, außer daß dem Gestell, welches ganz von Holz ist, der Spanner fehlt. Um die Nägel auszuziehen, bedienen sie sich eines eisernen Stabes, welcher einen meißelartig geschärften Fuß hat; auch wird an den Stab ein weiter Ring gesteckt. Wenn man nun den Nagel zwischen dem Fuß und dem Ringe faßt, so geschieht das Herausziehen ohne viel Mühe. Zu Schränken, Bureaux, Bretspielen und dergleichen, nehmen die Tischler Eben-, Rosen- und anderes kostbares Holz. Theekisten machen sie aus einer Art weichen Holzes, das von seinem Gebrauch den Namen „Tiamock" (Theebaum) erhalten hat. Zu den Särgen, die man jederzeit in großem Vorrathe fertigt, kommt ein besonderes bräunliches Holz; sie werden vorn und hin-

ten von gleicher Weite, und so dicht gemacht, daß kein Geruch durchdringen kann. — Die Lackirer hält man für die beßten in der Welt. Diesen Ruf verdanken sie jedoch nicht allein ihrer Geschicklichkeit, sondern hauptsächlich der natürlich guten Eigenschaft der chinesischen Firnisse. Außer der bestellten Arbeit, haben sie allerlei Waaren von Holz und Blech, z. B. Schränke, Tische, Stühle, Theebreter, Dosen zu Thee und Zucker, Leuchter und mehr dergleichen, jederzeit in Menge vorräthig. — Die Steinhauer liefern Wassertröge, Grab= und Mühlsteine. Von letztern gibt es zwei Arten; die eine gleicht der unsrigen, die andere einem Mörser. — Die Müller in Canton, welche meistens nur aus Reiß, selten aus Weizen, Mehl und Grütze bereiten, enthülsen die Körner auf einer Handmühle, und stampfen sie dann in dem eben genannten Mörser. Den Stößel ziehen sie mit einem in der Höhe befestigten Hebebaum auf, und lassen ihn dann plötzlich herabfallen. Das Gestoßene lassen sie nach und nach durch verschiedene Siebe laufen, so daß man groben und feinen Grütze und auch Mehl erhält. — Die Branntweinbrenner verfertigen nur eine Art Reißbranntwein, den man Samsu nennt. Er hat einen für den Europäer widrigen, und so starken Geruch, daß die Wirthshäuser sich schon von weitem dadurch ankündigen, und mithin keines Schildes bedürfen. Man darf ihn daher nicht für ein dem Arack ähnliches Getränk halten, wozu es ohnehin den Chinesen an den erfoderlichen Kokosnüssen

fehlt. — Die Schmiede liefern keine sehr dauerhafte Arbeit, weil sie dieselben mehr mit Hülfe der Hitze, als des Hammers verfertigen. — Desto geschickter sind die Arbeiter in Kupfer, Zinn und mehren zusammengesetzten Metallen, z. B. dem Packfong. Von ihren künstlichen Erzeugnissen, die sehr mannichfaltig sind, erwähne ich bloß eine Art messingener Windbüchsen, welche die europäischen übertreffen. — Die Seiden- und Baumwollwebereien werden meistens von den Frauen betrieben, daher sie sich immer in den hintersten, geheimen Theilen der Gebäude, und folglich außer dem Gesichtskreise des Europäers befinden. Ich bekam indeß eines Tages eine Seidenfabrik zu sehen. Da aber die Weberinnen abwesend und ihre Stühle nicht im Gange waren, so blieb mir das Verfahren bei der Arbeit unbekannt. Der Bau der Stühle war äußerst künstlich, und schien auf sehr verschiedene Arbeiten berechnet. Uebrigens sind die Seidenwaaren der Chinesen zu bekannt, als daß die Geschicklichkeit der Verfertiger meines Rühmens bedürfte. — Die chinesischen Färber liefern nichts Vorzügliches. Ihre Farben stehen, mit Ausnahme der schwarzen und violetten, welche bei der Nation die beliebtesten sind, sowohl in Hinsicht der Dauer, als der Schönheit, weit hinter den indischen. — Die Hutmacher verfertigen feinere und gröbere Hüte aus Bambus oder aus Reißstroh. Mannshüte flechten sie Anfangs wie Matten, und klopfen sie nachher in der Mitte, so daß eine Art Trichter entsteht. Der Kopf

zu Weiberhüten, welcher hoch ist, wird über einer hölzernen Form gemacht. — Die in Canton errichtete Glasfabrik bedarf noch mancher Verbesserung; die dortigen Spiegel kann man unsern schlechtesten nicht an die Seite stellen. — Der Schuhmacher und Schneider habe ich schon oben gedacht; hier erwähne ich nur noch, daß erstere bei der Arbeit auf runden Sesseln, und letztere mit untergeschlagenen Beinen auf erhöhten Stellen zu sitzen pflegen, so wie ihre Handwerksgenossen in Europa zu thun gewohnt waren und zum Theil noch thun. — Die Barbiere besitzen viel Geschicklichkeit. Sie haben sehr kleine, krumm gebogene Messer. Wenn sie einem gemeinen Mann den Kopf scheren, so nehmen sie diesen zwischen die Beine. — Es gibt auch besondere Leute, welche die Nase, die Ohren und Nägel reinigen, und letztere mit einem Werkzeuge, das dem Hobel gleicht, beschneiden. Zugleich verrichten sie an denjenigen, die es verlangen, das Geschäft, den ganzen Körper durch Reiben, Peitschen u. s. w. zu erhitzen, wozu die Chinesen, um Stockungen des Blutes zu verhüten, sehr oft ihre Zuflucht nehmen. Dergleichen Leute sind an einer Kette zu erkennen, welche mit verschiedenen, zur Ausübung ihrer Kunst gehörigen Werkzeugen über die Schultern hängt. — Ueber die Verfertigung des Porzellans, des Firnisses, Campher und Alauns, des Puderzuckers, der Tusche und vieler anderer Dinge, welche die Einwohner von Canton zum Gegenstand ihres Gewerbfleißes machen, kann ich keine

Bemerkungen mittheilen, weil ich nie Gelegenheit fand, mich davon zu unterrichten. Uebrigens wird dasjenige, was ich von den chinesischen Handwerkern gesagt habe, hinreichend beweisen, daß sie zwar im Ganzen den unsrigen an Fertigkeit nachstehen, in vielen Stücken aber auch gleich kommen, und in einigen sogar überlegen sind.

Was den Ackerbau betrifft, so konnte ich keine genaue Kenntniß davon erlangen, weil Spaziergänge außerhalb der Vorstädte von Canton für den Europäer mit Schwierigkeit verknüpft sind. Ich machte nur einen einzigen, und sah dabei nichts, als daß auf den Reißfeldern die Landleute, tief im Schlamme wadend, bemüht waren, die nach der Aernte zurück gebliebenen Stoppeln unter die Erde zu bringen, wobei einige einen mit Ochsen, oder mit Büffeln bespannten Pflug, andere Hacken gebrauchten. Man lernt indessen die Sorgfalt, welche in China auf die Bearbeitung der Felder verwendet wird, schon in der Stadt kennen, weil nicht nur die oben erwähnten armen Leute den Unrath auf den Straßen und in den Häusern unermüdet sammeln, sondern auch wohlhabende sich mit der Bereitung des Düngers kunstmäßig beschäftigen. Letztere kaufen dasjenige, was erstere zusammengetragen, auf. Dahin gehören nicht nur der Koth und Urin von Menschen und Thieren, der Abfall von Früchten, verfaultes Holz und alle Arten Asche, sondern auch Knochen, altes Pelzwerk, alte Schuhe, Lumpen, todte Thiere, abgeschnittene

Nägel, Bart- und Kopfhaare u. m. a. Alle diese Dinge werden, nachdem man die im Urin nicht auflösbaren zu Asche verbrannt hat, in ausgemauerte, mit Dächern überdeckte Behälter geschüttet. Man pflegt sie fleißig umzurühren und zu stampfen, bis endlich das Ganze aufgelöſ't und einem dünnen Brei ähnlich ist, was gewöhnlich den Zeitraum eines Jahres erfodert. Solcher Dünger wird in dichten Fässern an die Landleute versendet, und theuer bezahlt. Es gibt aber auch wohlfeilern, den man zwar auf dieselbe Weise behandelt, aber nicht so lange in den Gruben hält, daher er, wie der in Deutschland gebräuchliche, erst auf den Feldern die Fäulniß vollendet. Es ist übrigens bekannt, daß die Chinesen zum Beßten des Ackerbaues ungeheure Arbeiten unternehmen und ausführen. Oft tragen sie ganze Berge ab, um den Boden zu verflächen, Sümpfe auszufüllen, oder fruchtbares Erdreich zu gewinnen. Ihre Anstalten, das Land durch Kanäle zu bewässern, verdienen die größte Bewunderung. Da jedoch ihr unermüdlicher Fleiß von keinem Eifer, die Kenntnisse durch Anstellung neuer Versuche zu erweitern, geleitet wird, sondern sich bloß auf die Ausübung längst erworbener Fertigkeiten beschränkt, so sind ihnen noch viele Kunstmittel fremd, dergleichen der europäische Landmann zur Vermehrung und Veredlung seiner Erzeugnisse anwendet. So wissen sie z. B. nichts von dem Versetzen, Beschneiden und Pfropfen der Bäume.

17.

Charakter der Chinesen — ihre guten und schlechten Eigenschaften — ihre umständliche Höflichkeit im Umgange mit Andern — ihr Betragen gegen Fremde — die Unarten, welche der Pöbel sich gegen die Europäer erlaubt, und Mittel, denselben zu entgehen.

Der Charakter der Chinesen ist im Ganzen nicht lobenswerth. Ihre vorzüglichsten Tugenden bestehen in der Liebe zur Thätigkeit, und in dem unbedingten Gehorsam gegen die Aeltern und Vorgesetzten. Auch ist ihnen Genügsamkeit im Essen und Trinken und eine bewundernswerthe Geduld in Ertragung von Beschwerden eigen. Nie sieht man unter ihnen einen Berauschten. Ein armer Mann, welcher den ganzen Tag die schwersten Arbeiten verrichtet, äußert nie Unzufriedenheit mit seinem Schicksal, wenn er sich nur am Abend mit einem Topfe voll Reiß und einer Schale Thee erquicken kann. Gern duldet er alle Bedrückungen, wenn er so viel erübrigt, um sich bei Lebzeiten einen Sarg und eine Grabstätte erkaufen zu können. An diese guten Eigenschaften reihen sich aber auch alle die fehlerhaften, die von einem abergläubischen und sklavisch behandelten Volke zu erwarten sind. Der Charakter des Chinesen

ist, wie seine Häuser, versteckt, und voll Winkelzüge wie die Gassen seiner Städte. Er sucht sein Eigenthum zu verbergen, aus Furcht von den Mandarinen darum gebracht zu werden, und sinnt beständig auf Mittel, um dasjenige, was man ihm mit Gewalt raubt, listiger Weise wieder zu erlangen. Es ist unglaublich, wie die Menschen in China, von den vornehmsten bis auf den niedrigsten, einander drücken und quälen. Als Beispiel erwähne ich nur Folgendes: Die Leute in den Fahrzeugen, welche die europäischen Schiffe bewachen, haben von dem Waschen und Ausbessern der Kleider und Wäsche, und von andern Diensten, die sie der Schiffsmannschaft erweisen, einen beträchtlichen Gewinn. Allein, sie müssen mehr als die Hälfte davon ihrem Mandarin abgeben, der sich jederzeit damit entschuldigt, daß sein Vorgesetzter dasselbe von ihm verlangt. Solchergestalt konnte es nicht fehlen, daß Geiz und Habsucht, List, Betrüglichkeit und Mißtrauen in der Denk- und Handelsweise der Nation tiefe Wurzel faßten. Daher schreibt sich auch ihre große Neigung zum Handel. Der gemeine Mann, welcher den ganzen Tag arbeitet, läuft am Abend durch die Gassen, um noch etwas zu verhandeln und Gewinn daraus zu ziehen. Die Furcht, worin die Chinesen durch die Strenge der Beamten beständig erhalten werden, mußte nothwendig die größte Feigherzigkeit bei ihnen erzeugen. Muth haben sie nur bei Betrügereien und beim Diebstahl. Wenn chinesische Schiffe auf der See von Stürmen überfallen wer-

den, so gerathen die Mannschaften außer sich vor Angst, und erwarten unthätig und auf den Knieen liegend ihr Schicksal. Die Soldaten — welche, so viel ich gesehen habe, bloß durch hohe Mützen sich von den andern Ständen unterscheiden, — können kaum auf diesen Namen Anspruch machen. Sie dienen bloß zur Erhaltung der innern Ruhe. Gegen einen äußern Feind sind sie fast gar nicht zu gebrauchen, was die glücklichen Einfälle der Tataren und die Kriege mit den Indiern sattsam bewiesen haben. — So wurden z. B. im vorigen Jahrhunderte 100,000 Mann von 25,000 Birmanen in die Flucht geschlagen und auf derselben vernichtet. Uebrigens läßt sich die Feigheit des chinesischen Volks schon aus dem Umstande erkennen, daß die Soldaten mit keiner andern Waffe, als mit Peitschen Schildwache stehen. Man kann behaupten, daß ein Heer von 50,000 entschlossenen Europäern hinreichend ist, ganz China mit seinen 150 Millionen Einwohnern zu unterjochen; und dieses würde schon längst von seinen Nachbarn zerstückelt worden sein, wenn es nicht, außer seiner 300 Meilen langen Mauer, an allen Seiten entweder vom Meere, von Sandwüsten, oder unzugänglichen Gebirgen begränzt und geschützt wäre.

Da es den Chinesen an Muth gebricht, so suchen sie auf eine heimtückische Art Rache zu nehmen. Versöhnlichkeit ist ihnen eben so fremd, als Mitleid und Großmuth. Wohlthaten erweisen sie nie ohne Eigennutz, so wie sie für empfangene nie wahre Dankbarkeit

empfinden. Eine ihrer unglücklichsten Leidenschaften ist die gränzenlose Eifersucht, welche schon manchem unschuldigen Weibe das Leben gekostet, und eine Reihe von Verbrechen nach sich gezogen hat. Sie gründet sich nicht nur auf das Mißtrauen, welches sie in jeder Hinsicht gegen Andere hegen, sondern hauptsächlich auch auf ihre wollüstige Gemüthsart, die überdem nicht selten die unnatürlichsten Laster erzeugt.

Bei dem allen benehmen sich die Chinesen im Umgange mit Andern sehr anständig, und zeigen Witz und gute Laune, aber auch kleinliche Neugierde, Eigensinn und Hochmuth gegen Geringere. Den Gesetzen des Landes gemäß, sind sie voll umständlicher Höflichkeit. Die Art der Begrüßung ist mannichfach, und richtet sich nach der Verschiedenheit der Stände. Die gewöhnlichste besteht darin, daß man die Hände geballt und über einander auf die Brust legt, dann mit einer Verneigung des Kopfes senkt, und endlich, sie wieder aufhebend, langsam und feierlich „Sin! Sin!" spricht. Um Vornehmen die gebührende Achtung zu erweisen, fallen die Geringern auf die Kniee. Zwei Freunde, die nach einer langen Trennung wieder zusammen kommen, umarmen einander, und knieen gemeinschaftlich nieder, was sie bisweilen neunmal wiederholen, bevor es zu Worten kommt. Niemand würde, ohne vollständig angekleidet zu sein, seinen beßten Freund im Hause empfangen. An der Thür des Zimmers streiten sich Wirth und Gast wohl eine Viertelstunde um die Ehre des

Vorangehens, obschon letzter jederzeit nachgeben muß. Nach dem Eintritt nimmt dieser nicht eher auf einem Stuhle Platz, oder rührt die dargebotenen Erfrischungen an, bis eine dreimalige Auffoderung an ihn ergangen ist. Auch müssen eine Menge vorgeschriebener, nichts sagender Redensarten gewechselt werden, ehe das Gespräch auf einen willkührlichen Gegenstand, oder auf den Zweck des Besuchs, wenn er auch von der größten Wichtigkeit wäre, übergehen darf. Noch mehr Förmlichkeiten erfodern Gastereien, wovon ich weiter unten sprechen werde.

Den Fremden behandeln die Chinesen mit scheinbarem Wohlwollen, das sogar in Gastfreiheit übergeht, wenn sie einigen Gewinn von ihm zu ziehen hoffen; daher er gewöhnlich von den Kaufleuten, ehe der Handel beginnt, mit Thee oder Wein, mit Gebackenem oder Eingemachtem bewirthet wird. Dessen ungeachtet lassen sie bei jeder Gelegenheit den Eigendünkel und die Selbstgenügsamkeit ihrer Nation blicken. Sie sind z. B. bereitwillig, Auskunft in Hinsicht ihres Landes zu geben, weil sie gern von den eingebildeten Vorzügen desselben sprechen; aber selten äußert einer das geringste Verlangen, von der Heimath des Ausländers etwas zu hören. Aus dem Grunde dürfen auch die Einwohner im Innern des Landes nicht einmal wissen, daß die von Canton kommenden Waaren europäische sind, denn sonst würde man dieselben aus Verachtung gegen alles Ausländische nie kaufen. Sie gehen daher unter dem Na-

men „Cantoner", und man glaubt, daß sie inländische Erzeugnisse sind.

Von dem Pöbel in Canton muß der Europäer sich viel Unarten gefallen lassen, besonders in den von den Factoreien entfernten Stadttheilen, wo seine Erscheinung großes Aufsehen erregt. Nicht selten wird er dort von den Gassenjungen mit einem Regen kleiner Steine bewillkommt. Um auf einer Wanderung durch die Stadt dergleichen Unannehmlichkeiten zu entgehen, ist es das Rathsamste, beim ersten Wachhause, das am Wege liegt, einen Soldaten mitzunehmen, der sich gewöhnlich mit einem kleinen Geschenk für seine Bemühung begnügt. Mit Hülfe eines solchen Begleiters und seiner gefürchteten Waffe, der Peitsche, kommt man unbelästigt durch die größte Volksmenge, und genießt überdem des Vortheils, kein Mißtrauen zu erregen, und fast überall freien Zutritt zu erhalten, was außerdem nicht Statt finden würde. Außerhalb der Stadt darf der Europäer keinen Spaziergang machen, ohne am äußersten Thore von einem Soldaten in Empfang genommen und wieder zurück gebracht zu werden.

18.

Lebensweise der Chinesen — ihre ehelichen Verhältnisse — Vielweiberei — Erziehung der Kinder — öffentliche und häusliche Vergnügungen — die Speisen und Getränke, so wie die Tischgebräuche — die besondern Gebräuche bei Gastmahlen, nebst der ausführlichen Beschreibung eines solchen, das während unseres Aufenthalts in Canton veranstaltet wurde.

Ich gehe nun zur Lebensweise der Chinesen über, und mache den Anfang mit ihren ehelichen Verhältnissen. Es ist schon erwähnt worden, daß die Väter eine unbeschränkte Gewalt über ihre Kinder ausüben. Dieß findet besonders auch bei der Verheirathung derselben Statt. Man wirbt um eine Gattinn für den Sohn, schließt den Heirathvertrag wie einen Handel ab, und setzt den Tag zur Hochzeit fest. Die Neigung der jungen Leute kommt hierbei nicht in Betracht; nur der Eigennutz entscheidet, da zumal die Töchter nicht ausgestattet, sondern für eine gewisse Geldsumme verkauft werden. Nicht selten verabredet man die Ehen der Kinder, wenn sie noch klein sind, ja bisweilen, noch vor ihrer Geburt, sie mögen dann gebrechlich oder gesund, schön oder häßlich sein. Bis zu dem Tage der Hochzeit bekommt der Bräutigam

die Braut nicht zu sehen. Er empfängt dieselbe an der Hausthür, und übergibt sie seiner Mutter, worauf er die eingeladenen männlichen Gäste in einem besondern Zimmer bewirthet. Bei solchen Gelegenheiten ist das ganze Haus in- und auswendig mit Blumenkränzen und Fahnen geschmückt, und tönt von dem lärmenden Spiel der Musikanten wieder. Auch auf den Schampanen feiert man die Hochzeiten auf ähnliche Weise.

Die Vielweiberei findet in der Regel bei den Chinesen nicht Statt. Nur den Vornehmen ist sie erlaubt; doch dürfen diejenigen, welche im vierzigsten Jahre noch keine Kinder haben, neben der rechtmäßigen ersten Frau, eine zweite oder dritte nehmen, um den Stamm nicht erlöschen zu lassen. In jedem Fall genießt die erste besondere Rechte vor den übrigen.

Die Söhne werden, um sich mit ihrer Muttersprache, den Schriftzeichen, Sitten u. s. w. bekannt zu machen, frühzeitig in die Schulen geschickt, deren Anzahl in Canton bedeutend ist. Auch hält man sie in einem frühern Alter, als es bei den Europäern geschieht, zu nützlichen Beschäftigungen an. Daher werden viele Künste, deren Ausübung keine vorzügliche Körperkraft erfodert, großen Theils von Knaben betrieben. So bestehen z. B. die Gehülfen eines Malers, oder eines Arbeiters in Perlmutter meistens in Kindern unter zwölf Jahren. Die Mädchen erhalten den Unterricht im Spinnen und Weben, so wie in an-

dern weiblichen Verrichtungen von den Müttern, welche sie zugleich mit den Pflichten ihres Geschlechts bekannt machen, z. B. die Schwiegerältern zu ehren, dem Manne gehorsam zu sein u. s. w.

Aus der Art und Weise, wie die Chinesen sich verheirathen, kann man leicht schließen, daß zwischen Eheleuten keine wahre Zärtlichkeit und Achtung Statt findet. Der Mann betrachtet und behandelt seine Frau wie eine Sklavinn, da sie zumal durch die Gesetze selbst gegen die größten Mißhandlungen nicht geschützt ist. Zu dieser Geringschätzung gesellt sich noch eine heftige Eifersucht. Die meisten Männer leben, um ihre Frau keinem Fremden sehen zu lassen, vom Morgen bis zu der Abendstunde, wo das Haus geschlossen wird, getrennt von ihren Familien, indem sie in besondern Gemächern arbeiten, essen und trinken, und ihr Gebet verrichten. Daher es denn kommt, daß sie von den Ihrigen nie wahrhaft geliebt, sondern mehr gefürchtet werden.

So selten in China das häusliche Glück ist, eben so wenig wird auch das Leben auf andere Weise gewürzt. Von öffentlichen Vergnügungen weiß man fast nichts; denn in einem Lande, wo die Zierden der Gesellschaft, die Frauen, fehlen, haben sie keinen Reiz. Aber auch Zusammenkünfte in den Häusern sind etwas Seltenes, weil nicht nur Eifersucht, sondern auch Geiz und die Umständlichkeit, welche mit Besuchen verknüpft ist, alle Geselligkeit verbannen. Gastereien

kommen nur bei Hochzeiten, bei der Geburt eines Sohnes und andern wichtigen Ereignissen vor. Kurz, der Chinese lebt, da er von der Obrigkeit gedrückt, von niedrigen Leidenschaften beherrscht und in allen seinen Handlungen beschränkt wird, in sich selbst verschlossen; und wenn er auch öffentlich die Miene der Heiterkeit annimmt, so ist doch seine Seele mit geheimem Kummer erfüllt. Das gemeine Volk scheint in so fern noch am glücklichsten, weil es an die übertriebenen Ceremonien weniger gebunden ist.

Obgleich Naturerzeugnisse aller Art und im Ueberflusse nach Canton gebracht werden, so führen doch die Einwohner eine einfache Lebensweise im Essen und Trinken. Bei jeder Mahlzeit macht dicker, in Wasser gekochter Reiß das Hauptgericht aus. Des Mittags kommt noch eine kleine Schüssel Fleisch oder Fisch, so wie eine mit Gemüse hinzu, welches bloß in Wasser gekocht, und trocken aufgetragen wird. Da man das Fleisch fast immer röstet, so sind in der Regel Suppen oder Brühen nicht gewöhnlich. Bei den übrigen Mahlzeiten begnügt man sich mit Reiß und kleinen Stücken Speck oder mit Früchten. Eben so einfach, wie die Speisen, ist auch das Tischgeräth. Tischtücher und Servietten sind nicht gebräuchlich; die Stelle der letztern vertreten die Schnupftücher. Salz und Gewürze werden nicht auf den Tisch gesetzt. Da alle Fleisch- und Fischgerichte schon in der Küche klein geschnitten, und Suppen oder Brühen nicht

genossen werden, so bedarf man weder Messer und Gabeln, noch Löffel. Auch die Teller wissen die Chinesen zu entbehren. Sie thun mit einer hölzernen Kelle den Reiß aus der Schüssel in eine Theeschale, führen diese mit der Linken nach dem Munde, und bringen mittels zweier Griffel von Elfenbein oder Horn, die man zwischen den Fingern der rechten Hand hält, den Reiß an den Ort seiner Bestimmung. Auf dieselbe Weise verfahren sie mit dem grünen Gemüse, das zu gleicher Zeit mit dem Reiß gegessen wird. Die Stückchen Fleisch oder Fisch, wovon man dann und wann einen Bissen nimmt, werden mit den Griffeln, wie mit einer Zange gefaßt. Das gewöhnliche Getränk ist, sowohl bei Tische als zu den übrigen Tageszeiten, Thee ohne Milch und Zucker. Man gebraucht hierzu kupferne Kessel, welche, um sie warm zu halten, in hölzernen Fäßchen stehen. Kaffee und Chocolate sind ganz unbekannt. Wasser trinken die Einwohner von Canton nie, weil dessen schlechte Beschaffenheit nur durch das Kochen, und durch die Vermischung mit Thee verbessert wird. Nach der Mahlzeit trinken sie gewöhnlich eine Schale gewärmten Samsu, bisweilen auch so genannten Mandarinenwein, ein widerlich herbes Getränk, das man aus wilden Trauben bereitet. Die von den Europäern eingeführten Weine kommen nur bei den Vornehmen, den reichen Kaufleuten, und bei feierlichen Gastmahlen auf den Tisch. Große Speisetische findet man in China

nicht; denn Jeder sitzt, wenn auch Mehre zusammen essen, an einem besondern Tischchen. Von der Sitte, sich vor und nach Tische eine gesegnete Mahlzeit zu wünschen, wissen die Chinesen nichts; doch pflegen sie einander zuzutrinken. Die armen Leute auf den Schampanen, welchen es in der Regel an Tischen und Stühlen fehlt, haben die Gewohnheit, beim Essen zu kauern. Sie schließen um ihre Töpfe, die auf das Verdeck niedergesetzt werden, einen Kreis, und verzehren auf die beschriebene Art eine Schale voll Reiß nach der andern. Die Zuspeise beschränkt sich meistens auf Stückchen Speck, auf kleine Fische, Wassergewürme, oder rohe Früchte. Uebrigens fehlt es den Chinesen fast nie an gutem Appetit, weil die Verdauung der Speisen durch das viele Theetrinken sehr befördert wird; daher sie auch täglich vier starke Mahlzeiten halten.

So einfach die gewöhnlichen Mahlzeiten der Chinesen sind, so sehr lieben sie Prunk und Verschwendung bei Gastereien. Da ich hierüber aus eigener Erfahrung nicht sprechen kann, so theile ich die Beschreibung mit, die unser Schiffskapitän von einem Gastmahl machte, wozu er, nebst noch zwei andern Engländern, eines Tages vom englischen Comprador gezogen wurde. Die Wände des Speisesaales waren mit schönen, bunten Tapeten bekleidet, und mit Gemälden und Kränzen von künstlichen Blumen geziert. Zu beiden Seiten stand eine Reihe kleiner Tische, und

hinter jedem ein Armstuhl, mit der Lehne gegen die Wand gekehrt. Die Tische waren an der Vorderseite mit prächtig gestickten Vorhängen versehen. Zwischen dieselben hatte man Töpfe mit wohlriechenden Gewächsen, und auf das Erdreich niedliche Figuren von Porzellan gestellt. Einige der letztern, in deren Nähe unser Kapitän zu sitzen kam, hatten Aehnlichkeit mit den Bildern, die wir von Adam und Eva nach dem Sündenfall zu machen pflegen. In den vier Ecken des Saales befanden sich Tische mit einladenden, zierlich aufgethürmten Speisen, die aber, als bloße Schaugerichte, nicht angerührt wurden. Der Saalthür gegenüber befand sich der Eßtisch des Wirthes, auf einem hohen Fußtritt und umgeben mit Schenktischen, worauf Wein und Trinkgeschirr standen. Der Platz in der Mitte des Zimmers war völlig frei. Um das Ganze noch mehr zu erheben und feierlicher zu machen, hatte man, obschon am hellen Tage, die Fenster zugemacht und glänzende Lampen angezündet, die an seidenen Schnüren vom Sparrwerk des Daches herab hingen. Jeder ankommende Gast wurde von der lärmenden Musik der Gungungs, Trommeln, Trompeten u. s. w. bewillkommt. Bei seinem Eintritt nahm ihn der Wirth in Empfang. Die gegenseitige Bezeigung von Höflichkeiten war so umständlich, daß sie wohl eine Stunde dauerte, obschon die ganze Gesellschaft nur aus sieben Chinesen und drei Engländern bestand. Endlich führte der Hauswirth Jeden auf seinen Platz.

Ein Greis — denn in China gebührt dem Alter jederzeit der Vorrang, — erhielt den obersten, d. i. den nächsten an der linken Seite des Wirthes. Nachdem Alle sich gesetzt hatten, trat der Wirth vor seinen Tisch, und goß mit ernster Miene und feierlichem Anstand etwas Wein auf die Dielen, worauf er der ganzen Gesellschaft eine tiefe Verbeugung machte. Gleich nachher gab der Sohn des Hauses einen Credenzteller mit Theeschalen voll Wein herum, wobei er sich vor jedem Gast auf das linke Knie niederließ. Die Chinesen nahmen ihre Schalen mit beiden Händen, hielten sie erst hoch empor, hierauf unter den Tisch, und tranken sie sodann aus. Zu gleicher Zeit überreichten die Diener Jedem zwei elfenbeinerne, mit Silber ausgelegte Griffel, worauf auch die Speisen in Schalen nach einander aufgetragen wurden. Man schätzte ihre Anzahl auf zwanzig. Die erste und jede fünfte waren Suppen verschiedener Art. Die darin befindlichen Schnecken, die Stückchen Fisch, Krebs, Fleisch u. s. w. nahm man mit den Griffeln heraus, um sie zuerst zu essen, worauf die Brühe aus der Schale getrunken wurde. Die übrigen Gerichte bestanden meistens aus gebratenem, in so kleine Bissen zerschnittenen Fleische, daß man oft die Gattung desselben nicht unterscheiden konnte; daher unsere Engländer nur wenig davon genossen, aus Furcht, man möchte ihnen, neben dem Fleische von Schweinen, Hammeln, Enten, Gänsen und Hühnern, welches sie leicht erkannten, auch das

von Pferden und Eseln, von Hunden, Katzen oder Ratten vorsetzen, welche Fleischarten in China für Lekkerbissen gelten. Ein Gericht, daß ihnen den Appetit gänzlich benahm, waren gebratene, mit einem Teig gefüllte Frösche, die man, wider die sonstige Gewohnheit, ganz gelassen hatte. Beim Zerlegen eines solchen Frosches verfuhren die einheimischen Gäste dergestalt, daß sie ihn an den Beinen faßten, in vier Stücke zerrissen, und dann jedes einzeln in den Mund steckten. Die Knochen spuckte man in eine besondere Schale. Den Beschluß des Mahles machte Reiß, so wie auch Thee, Arack und Wein, welcher letztere überhaupt fünfmal gereicht wurde. Die ganze Mahlzeit dauerte gegen vier Stunden. Während derselben standen der Wirth und sein Sohn häufig vom Tische auf, um bei den Gästen herum zu gehen, und sie zum Essen und Trinken zu nöthigen, die sich jedes Mal weigerten, endlich aber tapfer zulangten. Auch wurden die Gäste die ganze Zeit über nicht nur mit Musik, sondern auch von Taschenspielern unterhalten, die in der Mitte des Saales ihre Kunststücke machten. Ein wüthender Lärm mit den Gungungs, Trommeln rc. gab der Gesellschaft das Zeichen aufzustehen. Der Gastgeber wurde mit schmeichelhaften Danksagungen überhäuft, welcher — dem Herkommen gemäß, — ganz beschämt zur Thür hinaus und in den Garten eilte, wodurch er zugleich die Gäste stillschweigend auffoderte, ihm dorthin zu folgen. Nach der Zurückkunft

aus dem Garten fanden sie in einem, von dem vorigen verschiedenen Saale den Nachtisch aufgetragen, der in Früchten, in Zuckerwerk und Eingemachtem, so wie in starkem Thee bestand. An der einen Seite war der Saal ganz offen, und mit einem Austritt versehen, auf welchem die Gesellschaft den Abend zubrachte, um sich an den Schauspielen zu ergötzen, die beim Schein der Laternen auf dem Hofe aufgeführt wurden. Die theatralischen Vorstellungen der Chinesen habe ich selbst gesehen, und werde sogleich mehr davon sagen. Vorher aber füge ich noch ein paar Worte über ihre Gastmahle hinzu. Schon drei Tage zuvor beginnt mittels überschickter Zettel die Einladung, welche den nächsten Tag, und noch eine Stunde vor dem Gastmahle wiederholt wird. Eben so läßt sich der Wirth an den drei darauf folgenden Morgen nach dem Wohlbefinden der Gäste erkundigen, was diese jedesmal nicht nur erwiedern, sondern auch mit einer weitläufigen Danksagung verbinden.

19.

Schauspiele. Karten= und andere Spiele. Bestrafung der Verbrechen. Beerdigung der Todten. Das Klima von Canton, und die dort herrschenden Krankheiten. — Kurze Beschreibung unserer Rückreise nach England.

Für Schauspiele sind die Chinesen sehr eingenommen; ohne sie wird kein Gastmahl gegeben, und kein Familienfest gefeiert. An allgemeinen Festtagen veranstaltet man sogar Schauspiele auf öffentliche Kosten, denen Jeder unentgeldlich beiwohnen darf. Die Bühnen bestehen aus drei oder vier von einer Mauer zur andern, bisweilen quer über die Gasse geführten Balken, die mit Bretern belegt sind, so daß man ungehindert unter dem Gerüste weg gehen kann. Die Stücke, welche aufgeführt werden, sind kurze, Lachen erregende Auftritte aus der Geschichte, oder dem täglichen Leben. Für den Europäer haben sie nur in so fern einigen Reiz, weil sie ihn einen Blick in die häuslichen Verhältnisse der Chinesen werfen lassen, die er außerdem nie kennen lernt. So sah ich z. B. die Darstellung eines gebieterischen Eheherrn, welcher seine Gattinn Anfangs mit einem Bambusstock züchtigte, nachher

aber durch ihr Schluchzen und Wehklagen so gerührt ward, daß er auf den Knieen um Verzeihung bat. Ein anderer wurde von seinem stolzen und herrschsüchtigen Weibe sogar mit Ohrfeigen zu den niedrigsten Diensten gezwungen. Man sieht hieraus, daß auch die Weiber in China, trotz der tyrannischen Gemüthsart ihrer Männer, viel über dieselben vermögen, ja bisweilen die Herrschaft über sie gewinnen. Die Schauspieler, welche meistens Knaben sind, berechnen ihre Kunst hauptsächlich auf das Gelächter der Zuschauer, daher sie sich in narrenhafte Anzüge kleiden, und dieselben nie wechseln, so verschieden auch die Auftritte sind. Ein Talent zu komischen Darstellungen kann man ihnen jedoch nicht absprechen. Jede ihrer Handlungen geschieht nach dem Takte der Musik, sie mögen sprechen, singen, tanzen, fechten oder sterben. Da es übrigens an Coulissen und theatralischen Decorationen gänzlich fehlt, so muß die Einbildung des Zuschauers dabei das Beste thun, und einen Stuhl bald für einen Berg, bald für ein Haus oder einen Thurm ansehen. Das Musikchor befindet sich ebenfalls auf der Bühne; es ist, außer den oft genannten Instrumenten, auch mit Klapperhölzern versehen, um den Takt anzugeben.

Die Chinesen lieben bei Zusammenkünften das Kartenspiel; doch ist es durch die Gesetze sehr eingeschränkt. Die Karten, welche, im Verhältniß zu der Länge, nur die halbe Breite der europäischen haben, sind aus Papier, Holz oder Horn gemacht. Eben so

dienen Würfel bisweilen zur Unterhaltung. Diese werden überdem fast täglich gebraucht, wenn man die Götzen um Rath fragt, was zu thun oder zu lassen sei. Die Chinesen spielen auch Dame, und ein Bretspiel, welches nur zwei Steine, aber eben so viel Ueberlegung, wie das Schach erfodert. Die Kinder belustigen sich mit fliegenden Drachen, mit Vögeln und Schmetterlingen von Papier, so wie mit Bällen und auf andere Weise. Man übt sich von früher Jugend an, große Lasten aufzuheben, so daß Erwachsene oft 150 Pfund mit ausgestrecktem Arm empor halten können. Die Jünglinge suchen sich Gewandtheit beim Schlagen zu erwerben, indem sie sechs und mehr schwere, mit Sand gefüllte Säcke aufhängen, und dann, in der Mitte stehend, dieselben in Bewegung setzen, und ihren Stößen auszuweichen suchen. Auch üben sie sich, die Muskeln zu spannen, um die Hiebe, welche ihnen bei ernsthaften Prügeleien vom Gegner beigebracht werden, weniger zu empfinden. Solche Leibesübungen setzen die Chinesen oft bis in's späte Alter fort, ob sie schon in Fällen, die eine Gelegenheit zu ihrer Anwendung darbieten, wenig Vortheil daraus ziehen.

Verbrechen werden in China selten den Gerichtshöfen zur Untersuchung vorgelegt, sondern meistens von dem ersten Mandarin, welchem sie zu Ohren kommen, auf der Stelle bestraft; auch läßt sich fast jedes mit Geld abbüßen. Die gewöhnliche Strafe besteht in Schlägen mit einer Geißel von gespaltenem Bambus-

rohr, daher man einen Schlag mit der Elle, weil dieses Maß aus demselben Holze verfertigt wird, für schimpflich hält. Diebe führt man überdem mit einem Brete, welches oben den Hals und unten die Hände umschließt, mehre Tage in der Stadt herum, und schneidet ihnen zur fortdauernden Beschimpfung den Haarzopf ab. Geschändete Jungfrauen müssen sich gefallen lassen, auf öffentlichem Markte zum niedrigsten Sklavendienst verkauft zu werden. Gegen Aufrührer wird mit der größten Grausamkeit verfahren; man läßt sie z. B. von Pferden zerreißen.

Den Todten erweis't man in China vorzügliche Ehre, und begräbt sie mit vielem Geldaufwand und Gepränge. Bei einem gewöhnlichen Leichenzuge gehen zuerst zwei Männer mit Fahnen voraus; dann folgt ein Chor Musikanten. Hinter diesen wird das Götzenbild des Verstorbenen, welches zu der Feierlichkeit frisch vergoldet worden ist, auf einem prächtigen Palankin getragen, worauf der Sarg kommt, den man auf Bambusstangen trägt. Den Zug schließt ein Heer von Leidtragenden, die großen Theils gemiethet werden. Die Verwandten sind ganz weiß gekleidet, und die Uebrigen haben den Kopf mit weißen Tüchern verhüllt. Wenn der Todte in das Grab gesenkt ist, setzen die Angehörigen zu seinem Unterhalte Reiß, Thee und andere Lebensmittel auf den Sarg, so wie sie auch einige Geldstücke darauf legen. Nach der Zeit kommen sie oft, bisweilen jeden Morgen, zu dem Grabe, um Opfer

darzubringen. In Canton hält man auch auf dem Strom Leichenbegängnisse, indem der Todte, von den Trauernden begleitet, unter Musik in einem Boote hin und her gefahren wird, welches bis an die Spitze des Mastes mit bunten Laternen erleuchtet ist. Dieß geschieht viele Abende nach einander, und nicht selten mehre Jahre nach dem Begräbnisse des Todten. Wenn Jemand auf Reisen im Lande stirbt, so lassen die Angehörigen seinen Leichnam, wenn auch einige hundert Meilen weit, an seinen Wohnort bringen. Während der so genannten tiefen Trauer, welche sieben Wochen dauert, müssen dieselben täglich für den Verstorbenen beten, opfern und stets mit Gedanken an ihn beschäftigt sein. Innerhalb der Stadt Jemanden zu beerdigen, ist nicht erlaubt. Die Gräber werden, wie ich schon oben erwähnte, an den Seiten der Berge gemacht. Sie haben das Ansehen eines Eiskellers; an der Stelle der Thür befindet sich eine aufgerichtete Steinplatte, in welche die Denkschrift eingehauen ist.

Ungeachtet Canton im Ganzen ein gesundes Klima hat, so sind dennoch die Einwohner mancherlei Krankheiten unterworfen. Viele werden blind geboren, oder verlieren nach der Geburt ihr Gesicht; und dieß sind die einzigen in Canton geduldeten Bettler, welchen man als Gabe einen Löffel voll Reiß zu reichen pflegt. Die Meisten leiden an Kurzsichtigkeit, so wie auch Viele triefende Augen oder geschwollene Augenlider haben. Die Ursache dieser Uebel wird von den europäischen

Seeleuten dem häufigen Genusse des Reißes zugeschrieben; was jedoch die Chinesen bestreiten. Eine Menge Menschen leidet an Geschwüren, die so bösartig sind, daß das Fleisch stückweise vom Leibe fällt. Man sieht bisweilen solche Leidende, weil sie keine Kleidung vertragen können, bloß in Matten gehüllt. Fieber, Lungensucht und Auszehrung, so wie auch mancherlei durch Ausschweifungen verursachte Uebel, kommen häufig vor.

Was die Witterung in Canton betrifft, so bewirken besonders die in der Nähe wehenden Monsoons, daß man dort zwei Jahreszeiten, nämlich die nasse und trockene hat. Wenn die Sonne im September von der Linie gegen Süden geht, wird die Luft nach und nach kühler. Im October und November ist sie mit dickem, oft in Staubregen herabfallenden Nebel angefüllt, klärt sich aber auf, sobald der Nordostmonsoon festen Fuß gefaßt hat. Nach der Zeit findet heiteres und trockenes Wetter Statt, bis die Sonne, im März, auf ihrer Bahn nach Norden durch die Linie geht. Nach dieser Zeit fallen häufig starke, mit Gewittern und Stürmen begleitete Regengüsse, die bis in den Juni anhalten, so daß man oft vierzehn regnerige Tage nach einander zählt. Im Juli und August ist das Wetter mehr zur Trockenheit geneigt, im September aber sehr veränderlich. Uebrigens sind die Sommer nicht so heiß und die Winter ungleich kälter, als in den westlichern, unter gleicher Breite gelegenen

Ländern, was hauptsächlich die hohen chinesischen Gebirge zu bewirken scheinen.

Ich kehre jetzt zu unserem Wexford zurück. Er segelte, von zwei andern englischen Schiffen begleitet, am 13. November (1810) von Canton ab. Am 8. December erreichten wir die Reede von Batavia, und gingen von da, mit der nach England bestimmten Flotte, am 18. wieder in See. Die Fahrt nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung war, wegen der vielen Gewitter, Stürme, Wasserhosen u. s. w., die wir auszuhalten hatten, mit vielem Ungemach verknüpft, daher die Schiffe ziemlich beschädigt und die Mannschaften großen Theils erkrankt am 27. Februar im Hafen der Kapstadt anlangten. Obschon mein lange genährter Wunsch, dieses berühmte Vorgebirge in der Nähe zu sehen, jetzt erfüllt wurde, so konnte ich doch, weil meine Amtsgehülfen meistens krank waren, keine Zeit gewinnen, es genau kennen zu lernen. Was ich in der Kapstadt flüchtig bemerkte, ist schon oft von andern Reisenden ausführlich beschrieben worden. Die gesunde Luft der stärkende Wein und die übrigen trefflichen Lebensmittel bewirkten, daß unsere Kranken gegen das Ende März völlig genesen waren, daher man am 2. April wieder unter Segel ging. Vier Wochen später erreichten wir die Insel St. Helena, und ankerten in der St. Jamesbai, um frisches Wasser einzunehmen. Da ich nicht ahnte, daß dieser Basaltfelsen in kurzem der

Aufenthalt eines Mannes werden sollte, der ganz Europa in Bewegung gesetzt hatte, so schenkte ich ihm nicht die Aufmerksamkeit, die er später auf sich zog. Wir verließen die Insel am 7. Mai, und setzten die Reise ohne erhebliche Widerwärtigkeiten bis an den Ort unserer Bestimmung fort. Am 2. Juli 1811 lief unser Wexford, nach einer Abwesenheit von achtzehn Monaten, glücklich in die Themse ein.

Aufenthalt eines Mannes werden sollte, der ganz Europa in Bewegung gesetzt hatte, so schenkte ich ihm nicht die Aufmerksamkeit, die er später auf sich zog. Wir verließen die Insel am 7. Mai, und setzten die Reise ohne erhebliche Widerwärtigkeiten bis an den Ort unserer Bestimmung fort. Am 2. Juli 1811 lief unser Wexford, nach einer Abwesenheit von achtzehn Monaten, glücklich in die Themse ein.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Richter, Theodor Friedrich Maximilian,

T. F. M. Richters Reisen zu Wasser und zu Lande, in den Jahren 1805 - 1817
Für die reifere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann

Bd.: 5. Reise von London nach China und Rückkehr nach England mit besondere
r Hinsicht ... - 1831. - X, 19

Dresden [u.a.] 1831

44.1028-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10703724-5